Wolfram,

oder

die wunderbare Taufpathin.

Cassilda,

die Mohrenfürstin von Toledo.

Zwei Erzählungen
für
christliche Jugend und christliches Volk.

Von

Ottmar Lautenschlager,

Verfasser der Erzählungen des Priesters Ottmar, Agnes und Sophia, Bastian, Maria hilft, Johann der Findling, Treue und Barmherzigkeit, Maria Ward.

Mit einem empfehlenden Vorwort
von

Dr. **Joh. Evang. Stadler,**
Domkapitular in Augsburg.

Zweite Auflage.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1856.
Verlag von Lampart & Comp.

Vorwort zur ersten Auflage.

Der Verfasser der beiden vorliegenden Erzählungen ist ein schon längst bewährter Jugendschriftsteller, welcher bereits mehrere sehr gelungene Jugendschriften 2c. dem Publikum übergeben hat, und es wäre daher eigentlich nicht nothwendig, diesen neuen Produkten seines frommen Gemüthes noch einen Geleitschein in die Welt mitzugeben. Weil jedoch der Verleger sowohl als auch der Verfasser selbst um einen solchen Geleitschein mich ersucht hat, so wollte ich denselben um so weniger versagen, da die beiden Erzählungen aller Empfehlung vollkommen würdig sind, und da überdieß der Verfasser schon seit beinahe zwanzig Jahren meinem Herzen nahe ist, indem er während meiner Subregentie (und zwar gleich im ersten Jahre derselben) Alumnus des Georgianischen Klerikal-Seminars in München war, wo er bereits, neben seinen geistlichen Studien 2c.,

schöne Proben davon ablegte, wie lieblich und rührend er die Laute zu schlagen versteht.

Nimm also, lieber Leser! dieses Büchlein, und lies, und Du wirst dabei gewiß eben so viele Freude empfinden, als ich beim Durchlesen desselben empfand. Das Büchlein wird Dir nicht bloß einige angenehme Stunden verschaffen, sondern Dir auch vielen geistlichen Nutzen gewähren, indem es Dich vom Bösen abmahnt und zum Guten aufmuntert, besonders aber zum Vertrauen auf Gott, der da hilft in jeder Noth, wenn man fest auf Ihn vertraut. — Bei der ersten Erzählung (Wolfram rc.) wirst Du übrigens nicht übersehen, was der Verfasser selbst zu dem nebenstehenden Titel bemerkt hat, daß sie nemlich nach einer Volkssage bearbeitet sey.

Und hiemit Gott befohlen! Dem lieben Verfasser aber meinen herzlichen Gruß in Jesus Christus, unserm Gott und Herrn.

Augsburg, am Feste des heil. Bonifazius, Apostels der Deutschen (5. Juni 1851.)

Dr. Joh. Evang. Stadler,
Domkapitular.

Wolfram,

oder

die wunderbare Taufpathin.

Nach einer Volkssage bearbeitet.

Wolfram,

oder

die wunderbare Taufpathin.

Nach einer Volkssage bearbeitet.

Erstes Kapitel.

Die Hirtenfamilie.

An einem schönen Herbstmorgen, wo noch die Lerchen sangen, und die Sonne mit ihren erquicklichen Strahlen die Spitzen der Hügel vergoldete, trieb der Hirt Wolfram seine Heerde über die leicht bethauten Fluren, die sich zu Füßen der gräflichen Burg Mandenstein ausdehnten, und bald mit Rebpflanzungen, bald mit Getreidefeldern geschmückt waren.

Wer sonst den Wolfram gesehen, der hätte ihn heute fast nimmer erkannt; gewöhnlich schaute er finster darein, als wie jemand, der einen heimlichen Wurm im Herzen hat und mit Nichts zufrieden ist, und wahrlich, wer seine Geschichte und sein Leben kannte, der konnte sich den finstern Blick und die krause Stirne wohl erklären. Wolfram war einstmals etwas Besseres als ein Hirt gewesen; er hatte ein sehr schönes Gut besessen, um das er aber durch falsche Freunde und ungerechte Richter gekommen war. Aus einem wohlhabenden Manne war er fast ein Bettler geworden, und hatte es noch als ein Glück halten müssen, daß ihn die Grundholden des Grafen von Mandenstein, bemittelte Bauern, als Hüter ihrer Heerden aufnahmen und ihm eine Hütte, eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, einräumten. Dort führte er mit Bertha, seinem frommen Weibe, ein stilles, sorgenvolles Leben. Doch heute, wie gesagt, hatte Wolfram ein ganz anderes Aussehen; sein Auge, sonst trübe, blickte hell und frisch; seine Stirne schien von der Freude geglättet, und sein Mund, sonst so schweigsam, öffnete sich heute zu Liedern; ja heute sang er mehr, als das ganze Jahr, und fröhlich und

munter tönte sein Horn durch das Thal, so daß es selbst das Glockengeläute der Heerde überklang. So war er zu dem Burtenhof gekommen, der eine halbe Stunde von der Burg abwärts lag. Dort hielt er mit der Heerde stille, und dreimal blies er in sein Horn. Die Thüre öffnete sich, und Elisabeth, die Bäuerin selber, zeigte sich und blickte verwundert auf den Hirten.

„Wolfram, was treibst Du die Heerde heute hieher? was bedeutet Dein Blasen? Du siehst ja aus, als ob Dir ein gar großes Glück widerfahren wäre?“ fragte sie.

„„So ist es auch,““ war die Antwort des Hirten; „„der Herr hat mir meinen vieljährigen Wunsch einmal gewährt; heute Nacht ist Bertha, mein Eheweib, eines Töchterleins genesen, und Mutter und Kind befinden sich wohl.““

„Gut, ich gönne Euch gerne diese Freude,“ versetzte gleichmüthig die Bäuerin, „und Du kannst kommen, und Eier, Schmalz und Brod abholen für Dein Haushalten.“

„„Gott vergelt' es Euch! Ihr seyd so gut; aber ich hätte noch eine Bitte am Herzen; wollt Ihr nicht die Liebe haben, und mein Kind aus der heiligen Taufe heben?““

Der Burtenbäuerin aber stieg die Röthe in das Gesicht; sie warf einen verächtlichen Blick auf den armen Hirten und sprach mit Hochmuth:

„Was fällt denn Dir ein? Ich Dein Kind aus der Taufe heben? Weißt Du, wer ich bin, wer bist denn Du? Ja, wenn Du einmal auf einem goldenen Horn blasest, dann darfst Du kommen und die Burtenbäuerin zur Gevatterschaft laden.“

Die Spottreden des stolzen Weibes gingen dem Wolfram wie ein Schwert durch die Seele; er biß grimmig die Lippen zusammen, und mußte sich Gewalt anthun, um nicht in Fluchworte auszubrechen. „Ja,“ murrte er vor sich hin, während die Bäuerin die Thüre vor ihm zuschlug, „sie darf es ja thun,

sie darf höhnen und spotten; sie ist ja reich und unser einer ist arm, ist bettelarm."

Es ging lange her, bis er seines Zornes mächtig werden und sich fassen konnte; all' sein Frohsinn war verschwunden; aber sein Töchterlein bedurfte nothwendig eines Taufpathen; darum überwand sich Wolfram und ging, als er des Mittags die Heerde eintrieb, auf einen andern Hof zu, der den Namen Rebhof führte, und dem Benedikt Lauber gehörte; da wollte er es wieder versuchen. Der Bauer war nicht zu Hause, wohl aber die Bäuerin, und zu ihr sprach der Hirt:

„„Ihr wißt, wie ich seit zehn Jahren Euer Vieh treibe und hüte mit allem Fleiße, daß Ihr durch mich nie einen Schaden, auch nicht den mindesten, erlitten habt, und Euch nicht Ein Stück Vieh zu Grunde gegangen ist.""

„Ja, das muß man sagen, Dein Fleiß und Deine Treue ist wohl zu loben," meinte diese, „hast Deine Pflicht gar wohl gethan."

„„Drum thut mir doch etwas zu Gefallen und Gott zu Liebe,"" bat der Hirt, „„und werdet doch die Pathin meines Töchterleins, das mir heute Nacht mein Weib gebracht.""

Perpetua, die Rebbäuerin, aber machte große Augen und that anfänglich, als hätte sie ihn gar nicht gehört. Als nun Wolfram zum zweitenmale sein Anliegen vorbrachte, warf sie den Kopf in die Höhe und sprach laut auflachend:

„Nun recht, Wolfram! ich will Deine Gevatterin werden, aber merke wohl: In einem Wagen mit vier Pferden mußt Du hier anfahren und mich zur Kirche abholen und einen Schmaus für wenigstens fünfzig Personen aushalten, wo Hühner und Fasanen, Torten und Confect aufgetischt werden, und der Wein wie Wasser fließt." Und auf gar arge Weise trieb die Hochmüthige mit der Armuth des Hirten ihren Spott. Nur mit Mühe hielt Wolfram, in dessen Brust Schmerz und Zorn wie ein wildes Feuer brannten, an sich, sonst hätte er ihr den Schimpf mit einem

Faustschlage vergolten; mit zitternder Stimme aber rief er ihr zu: „„Diese Worte will ich Euch gedenken; gar mancher, der die Armuth verachtet, ist selber arm geworden; Ihr habt durch Euere Worte den Zorn des Herrn, der auf Erden selber in Armuth gewandelt, herausgefordert, und Er wird mich rächen.““

Dem schwergekränkten Wolfram wollte alle Lust vergehen, ferners an der Thüre der Bauern anzuklopfen und um Gevatterschaft zu bitten. Aber die Liebe zu seinem Weib und Kind war stärker als sein Gram und Zorn. Und noch einmal brachte er sein Anliegen im Hause eines wohlhäbigen Bauern vor, ward aber, wie früher, mit bittern Worten abgewiesen und ob seiner Keckheit gar hart angefahren. Ohne Gevatter, auf das tiefste gekränkt, Zorn und Gram im wunden Herzen, ging Wolfram und verwünschte die Hartherzigen und, noch mehr als sie, die Last seiner Armuth. Vor Bertha, seinem guten Weibe, ergoß der heftige Mann seinen Zorn und Schmerz, und brach in schwere Scheltworte über sein bitteres Schicksal und die Verachtung aus, welche ihm nun Leute erwiesen, die doch ehedem seines Gleichen gewesen waren.

Still und tiefgebeugt hörte ihm Bertha zu; sie begriff das ganze Leid ihres Mannes, und daß sie es auch empfand, bezeugten die Thränen, die aus ihren Augen auf den schlummernden Säugling herabfielen. Aber Bertha war eine gottesfürchtige Frau und sie sprach tröstend also zu ihm:

„O mein Wolfram! Du hast nicht Unrecht; das sind harte Leute, die nicht einmal so viel Liebe haben, ein armes Würmlein zur heiligen Taufe zu begleiten. Aber Unrecht hast Du, daß Du Dich so sehr dem Zorn und Gram dahingibst und auf Rache denkest, da Du doch Deinen Beleidigern verzeihen solltest. Sieh' doch auf unser Kind, dieß handgreifliche Zeugniß der göttlichen Gnade! Wie oft haben wir nicht zu Gott gerufen, er möge uns doch ein Kindlein schenken, auf daß wir doch in unserer Noth eine Freude und im Alter eine Stütze hätten! Und sieh',

Wolfram! hat uns Gott denn nicht erhört? Und so gewiß Er uns ein Töchterlein geschenkt hat, ebenso gewiß wird Er uns dafür eine Pathin schicken. Ich sage Dir, Wolfram! vom Himmel wird uns der Herr eine Gevatterin schicken, wenn die Menschen auf Erden uns diesen Liebesdienst verweigern wollen."

Und Bertha redete so lange, so liebreich und freundlich zu Wolfram, daß er seinen Zorn und Verdruß fahren ließ, sein Abendessen — ein Stück schwarzes Brod mit saurer Geißmilch — zu sich nahm, und nachdem er mit seinem Weibe das Abendgebet verrichtet hatte, auf sein hartes Lager sich hinstreckte, wo bald ein erquicklicher Schlaf gleichsam als ein Tröster für das am Tage erlittene Leid die Augen ihm zuschloß. — Aber Bertha konnte nicht sobald schlafen; jetzt erst, nachdem sich ihr Mann dem Schlafe übergeben, ließ sie ihren Thränen freien Lauf, die sie, um ihn nicht zu betrüben, mit Aufbietung aller Kräfte zurückgehalten hatte. Es waren gar bittere Thränen, welche ihr der Schimpf, die Hartherzigkeit der Nachbarn und die große Noth auspreßten. Jetzt aber, in dieser beschwerenden Kümmerniß, zeigte sie die ganze Kraft des Vertrauens und ihrer Ergebung in den Willen Gottes. Sie nahm ihr Kindlein und brachte es dem Herrn zum Opfer dar; dann bat sie Maria bei der Freude, die ihr Mutterherz bei dem ersten Anblick des neugebornen Heilandes empfunden, sie möchte für eine Pathin auf Erden sorgen, im Himmel aber selber die Pathenstelle vertreten.

Und kaum hatte sie ihr Gebet vollendet, sieh', da leuchtete ein milder Lichtstrahl über ihrem und des Kindleins Haupt und verblich langsam. Staunend blickte Bertha umher und meinte zuletzt, es sey der Mond gewesen, welcher durch eine der Ritzen, an denen ihre Hütte Ueberfluß hatte, sein Silberlicht gegossen. Sichtbar erquickt, schlief auch sie ein und war von der Mutterliebe erweckt doch die erste, die erwachte. Ihr erster Blick fiel auf ihr Töchterlein; es schlief ruhig; ihr zweiter auf Wolfram. Sie weckte ihn und sprach in ihrer herzlichen Weise also zu ihm:

„Wolfram! es wäre Sünde, unserm Kinde noch länger die Gnade der heiligen Taufe vorzuenthalten; ich bitte Dich, nimm unser Kind und trage es nach Hausenfeld in die Pfarrkirche und verlange dafür das Taufbad; der Pfarrer ist ein guter Herr und läßt Dich nicht warten; es ist nur eine halbe Stunde dahin und wenn Du wieder nach Hause kommst, wird es gerade die rechte Zeit zum Austreiben der Heerde seyn."

„„Wo hast Du deine Pathin?""

„Ich versichere Dich, der Herr wird auch dafür sorgen. Wolfram! ich habe diese Nacht recht fleißig gebetet, und glaube zuversichtlich, ich werde erhört werden; sprich jede Seele, die unter Wegs Dir begegnet, an, sie möge unsere Gevatterin werden; vielleicht hat doch jemand die Liebe, uns das Kindlein aus der heiligen Taufe zu heben."

Wolfram that, wie seine Gattin meinte, zog seinen Sonntagsrock an und nahm seinen Stock. Bertha aber legte ihm das Kindlein, recht sorglich eingehüllt, in die Arme und gab ihnen segnend das Weihwasser mit den Worten: „So, geh' denn mit Gott und bringe mir ja unser Töchterlein getauft nach Hause, und bitte den Pfarrherrn ja um sein Gebet für uns alle; Du weißt, daß wir dessen sehr benöthigt sind."

Wolfram verhieß ihr, sein Bestes zu thun und wollte gehen; da schaute ihn Bertha noch einmal recht liebevoll an. „Wolfram!" sprach sie, „nicht wahr, Du hast Denen, die Dich gekränkt haben, von Herzen verziehen? Ich sage Dir, es wäre nicht gut, wenn Du mit Zorn und Feindschaft Dein Kind zur heiligen Taufe trügest."

Wolfram verhieß, er wolle allen Beleidigern von Herzen verzeihen.

„Versprich mir," fuhr die gute Frau fort, „für sie unterwegs ein Vater unser zu beten; bei der Ulme, wo das Bild der schmerzhaften Mutter steht, da bete es, Wolfram! und gewiß, dieß Gebet wird Dir Segen bringen."

Wolfram erneuerte sein Versprechen und machte sich, von Berthas besten Wünschen begleitet, auf den Weg.

Zweites Kapitel.

Die wunderbare Pathin.

Das Sträßlein nach Hausenfeld führte durch dichte Wälder, die auf der einen Seite von Bergen begränzt wurden, während auf der andern ein reißender Bach sein Wasser gegen das Dorf hinab trieb. Ungefähr in der Mitte des Weges, wo das Gebirge aus dem Walde sich herausdrängte und eine, etwa eine Viertelstunde lange, steile Wand bildete, stand die Ulme mit dem Muttergottesbilde, das von den Andächtigen der Nachbarschaft sehr verehrt und zahlreich besucht ward. Als nun Wolfram die Ulme erreicht hatte, gedachte er des Auftrages seines Eheweibes; es kam ihn nicht leicht an, für die Hartherzigen und Hochmüthigen zu beten; aber er überwand sich dort, legte sein Kindlein zu den Füßen des Bildes, als sollte es auch mit beten, und betete mit aufrichtigem Herzen zuerst für sie und dann noch mehr darum, es möchte doch der Herr nach Seiner Milde den Schimpf nicht über ihn kommen lassen, daß er ohne Pathin sein Kind zur heiligen Taufe trage. Und in der That, es war höchste Zeit, daß eine Pathin kam; denn hinter dem Walde strahlte ihm schon, von dem purpurnen Lichte der aufgehenden Sonne beleuchtet, das Kreuz der Pfarrkirche von Hausenfeld entgegen. Wolfram nahm sein Töchterlein auf den Arm und faßte den Entschluß, jedem Christenmenschen, der ihm begegnen würde, und von ferne nur ein ehrliches Aussehen hätte, die Gevatterschaft anzutragen.

Wie er nun recht emsig umher schaute, erblickte er eine Gestalt, welche auf einem Seitenwege aus dem Walde herauskam und auf das Sträßlein still und ernst zuwandelte. Ein langer, weißer Mantel umhüllte

den Leib, das Haupt bedeckte ein breiter Hut, wie ihn die Pilger, von der heiligen Stadt kommend, zu tragen pflegten; in der Hand führte sie einen Stab, und ihre Füße waren mit einer eigenen Art leichter Schuhe von hellem röthlichen Stoffe bedeckt.

Wolfram, dem seine Gevatterschaft recht am Herzen lag, eilte sogleich auf sie zu und erkannte, als er näher gekommen, in ihr eine Frau von solcher Hoheit und Schönheit, von solcher Lieblichkeit und Anmuth der Gesichtszüge, wie er sie sein Lebenlang noch niemals gesehen. Ganz erstaunt blieb er stehen; die Frau aber blickte ihn mit einem wunderbaren Ausdrucke von Liebe und Güte an und grüßte ihn freundlich mit den Worten: „Gelobt sey Jesus Christus!" wobei sie mit Andacht die Kniee beugte.

„„In Ewigkeit!"" erwiederte Wolfram, wie sie den Namen des Königs des Himmels und der Erde verehrend, und fühlte sich mit solchem Zutrauen zu der edlen Frau hingezogen, daß er ihr sogleich seine Noth entdeckte und sie zur Gevatterin bat.

Und freundlich neigte sie ihr Haupt und sprach: „Das will ich Dir gerne thun; ich will Dir Dein Kind aus der heiligen Taufe heben; gib mir es, es geziemt sich, daß die Pathin das Kind zu der heiligen Taufe trage."

Wolfram reichte ihr sein Töchterlein; das aber streckte sehnsüchtig und verlangend die Aermlein nach der guten Frau aus, welche es küßte und an ihre Brust drückend, mit den Blicken der reinsten Zärtlichkeit und Liebe betrachtete. Das Kind, das vorher sich recht unruhig bezeigt und während des Weges geweint und geschrieen hatte, ward alsogleich stille und lächelte so fröhlich, als wäre es im Himmel und in der Gesellschaft von Engeln. Dem Wolfram selbst aber ward in der Nähe der Frau von Augenblick zu Augenblick wohler zu Muthe, und aller Gram und Schmerz schien aus seiner Seele wie hinweggeblasen; und er konnte das Auge nicht wegwenden von der Frau, die mit der zartesten Liebe des Kindleins sich annahm.

„„Ei,““ hob er einmal an, „„wie Ihr doch die Kinder so lieb habt; gewiß Ihr seyd auch eine Mutter.““

„Du hast Recht, und mein Kind ist mein Glück und meine Freude,“ sprach sie und ihre Augen hoben sich zum Himmel und leuchteten, ihr Angesicht ward wie verklärt, und eine Art Glanz strahlte von ihr aus, so daß Wolfram von heiliger Ehrfurcht ergriffen ward und sich nimmer mit ihr zu reden getraute. Die Frau aber schaute ihn liebreich an. „Fürchte Dich nicht,“ ermuthigte sie; „ich habe Dein Gebet gehört, das Du bei der Ulme dort für Deine Feinde zu Gott schicktest und es kam zu Ihm; Du warst barmherzig und deßhalb wird auch Dir Barmherzigkeit zu Theil werden. Wolfram! bete, für Dein Kind bete jetzt, damit Dir der barmherzige Gott im vollen Maaße die Gnade der heiligen Taufe über Dein Kind herabgieße.“

Und sie neigte sich betend über das Kind und hob es mit flehenden Augen öfters zum Himmel, als wollte sie es dem Herrn darbringen; Wolfram betete mit der wunderbaren Frau, und nie, weder vor noch darnach, hat er so brünstig zu Gott gerufen.

In stiller, heißer Andacht kamen sie beide zu der Pfarrkirche, die außerhalb des Dorfes stand. Das Kirchlein war schon geöffnet, und der Meßner eben beschäftigt, zum englischen Gruße zu läuten; als er dieß gethan, war er sogleich bereit, den Wolfram auf sein Bitten zum Pfarrherrn zu führen. Die Frau aber ging mit geneigtem Haupte, brünstiger Andacht hingegeben, zu dem Altare, welcher das Allerheiligste in sich schloß; dort, am Altare, warf sie sich nieder und verharrte betend, bis Wolfram mit dem Pfarrherrn und dem Meßner zurückkam. Da stand sie auf, grüßte den Pfarrherrn freundlich, und bat ihn im Namen des dreieinigen Gottes um die heilige Taufe für das Kind. Den Pfarrherrn und seinen Meßner überkam aber dasselbe Gefühl, wie zuvor den Wolfram; ein durchdringendes Gefühl der Ehrfurcht und der Freude, von welcher sie sich selber die Ursache nicht sagen konnten. Der Pfarrer fragte sie, ob sie schon einmal Pathin gewesen und wisse, was eine

solche bei der heiligen Taufe zu sagen und darnach für den Täufling zu thun hätte? Da versetzte sie mit einem milden Lächeln, sie wäre schon bei gar vielen Taufen gewesen und wisse gar wohl, was einer Pathin zustünde. Mit einiger Verwirrung bat dann der Pfarrer, ihm zu sagen, welchen Namen das Kind in der Taufe empfangen sollte? „Tauft es Christine," erwiederte sie, „oder, Wolfram! wünschest Du einen andern Namen?"

„„Mir ist Alles recht, was Ihr beschließt,"" sprach dieser demüthig, „„nur bitte ich Euch, fügt dem Namen Christine auch den Namen der seligsten Jungfrau Maria bei; so wünscht es meine Bertha und sie wird doppelte Freude haben, wenn ich unser Kind, durch diesen heiligen Namen beschützt, ihr in die Arme lege.""

Mit gar liebreichem Lächeln neigte die Frau gewährend das Haupt, und der Pfarrherr begann die heilige Handlung. Und in der That, sie antwortete so genau und so bestimmt auf jede Frage des Pfarrherrn, und mit solcher Inbrunst der Andacht und Lieblichkeit der Stimme, daß es Aller Herzen durchdrang und sie fast zu Thränen rührte. Als nun die Taufe vorüber war, küßte die Frau voll zärtlicher Liebe das Kindlein; ihr Auge leuchtete wundersam in heiliger Freude auf und sie rief: „O daß doch alle Menschen erkennen möchten die Größe und die Fülle der göttlichen Gnaden, die Gott ihnen durch die heilige Taufe spendet! O meine Christine, wie gesegnet bist Du; aus einem Kinde des Zornes bist Du geworden ein Kind der Gnade; aus einem Hause der Sünde ein Tempel des heiligen Geistes. Den bösen Geistern der Hölle bist Du entrissen, und die Engel des Allerhöchsten tragen Dich auf ihren Armen, tragen Dich zum Himmel empor!"

So pries sie in ergreifender Rede die Gnaden dieses heiligen Sakramentes, wie das Glück der Getauften, und bog dann zu neuem Gebete die Kniee. Wolfram erinnerte sich unterdessen, daß er dem Pfarrherrn die Taufgebühr zu entrichten hätte, und zog zu diesem Zwecke sein Beutelein; aber der gutmüthige

Priester nahm seinerseits nichts an und begabte den armen Hirten noch mit einem Geldstücke. Dessen hatte die ehrwürdige Frau eine gar große Freude. „Also habt Ihr recht gehandelt, gehandelt im Geiste Eueres göttlichen Meisters; laßt fortwährend die Noth der Armen Euerer Liebe empfohlen seyn, und tausendfach wird es Euch der Barmherzige vergelten! Aber das, was ich Euch anbiete, dürft Ihr gar wohl annehmen.“ Sie zog ein Fläschlein hervor mit einer röthlichen Flüssigkeit angefüllt. „Ihr leidet,“ fuhr sie liebreich fort, „zu Zeiten gar schwer an der Gicht; so oft Euch die Pein überfällt, nehmt von dieser Arznei drei Tropfen, und sogleich wird Euch der Schmerz verlassen.“ Dann wandte sie sich zu dem Meßner und reichte ihm ein Kreuzlein von Agatsteinen; und er wie der Pfarrherr hatten über diese Gaben große Freude und dankten auf das herzlichste.

Nun gedachte Wolfram die Kirche zu verlassen und heim zu kehren. Die edle Frau aber sprach: „Noch hast Du Zeit! Laß uns die heilige Messe hören; wohl darfst Du danken für die Gnaden, welche heute Du und Dein Kind empfangen haben! O bitte Wolfram! bitte! Du glaubst nicht, welche große Gnade der Christ in der heiligen Messe erhalten kann.“

So wohnten sie beide der heiligen Messe bei, die der Pfarrherr las; nicht mit Worten ist die Gluth der Liebe und der Andacht zu schildern, mit welcher die wunderbare Frau das erhabene Geheimniß mitfeierte. Während des heiligen Opfers, zumal bei der Wandlung und Communion glich sie mehr einem Engel, als einem Menschen; ihre Gestalt schien zu leuchten und ihr Antlitz von himmlischer Verklärung zu strahlen. Nach der heiligen Messe nahm die Frau mit liebreichen Worten von dem Pfarrherrn gar herzlichen Abschied und begab sich dann mit Wolfram auf den Heimweg. Das Kind trug sie an ihrem Herzen; still und ruhig schritt sie einher, ihre Lippen bewegten sich wie zum Gebete. Manchmal schien sie mit dem Kindlein zu sprechen, und dann lächelte dasselbe frohlockend wie in süßer Lust. Zu Zeiten richtete sie auch

an den Hirten einige Worte, und es waren Worte voll himmlischer Liebe und Weisheit, ganz berechnet für die Gemüthsstimmung und die Verhältnisse desselben.

So waren sie ein halb Stündlein mit einander gegangen; da rollte ihnen ein stattlicher Wagen entgegen, mit frischen Rossen bespannt. Darin saßen die Bäuerin vom Burtenhof und die vom Rebhof, prunkend in Kleidung, lachend und scherzend; denn sie fuhren auf eine Hochzeit. Als sie den armen Hirten und die einfach gekleidete Frau sahen, brachen sie in lautes Gelächter aus und fragten spottend: „Ei, Wolfram! hast Du eine Gevatterin? Jetzt geht es vermuthlich zum Taufschmause? Nun, tisch' nur recht auf!"

Dem Wolfram stieg bei diesen bösen Worten das Blut in das Gesicht, und er ballte unwillkührlich seine Faust; aber er durfte nichts sagen; denn er hing ja von ihnen ab und aß ihr Brod.

Die Frau aber sprach mit ernstem Tone: „„Ihr Uebermüthigen! was spottet Ihr der Armen? Wißt Ihr denn nicht, daß der Herr mit den Armen ist? Ich aber sage Euch, Ihr werdet Euere Rede einst schwer bereuen!""

Bei diesen Worten und dem Anblicke der wunderbaren Frau, deren Antlitz einen strengen, erschütternden Ernst angenommen hatte, erschracken die Bäuerinnen und sie konnten sich einer peinlichen bösen Ahnung nicht erwehren. Die Burtenbäuerin versuchte es, mit einem erzwungenen Lächeln die Strafrede der Frau zu beantworten; aber das Lachen verging ihr, als sie in das Auge der Frau sah, aus dem ein Strahl eines heiligen Zornes auf sie leuchtete, und ihr Herz mit einer unerklärbaren Angst durchbohrte. Sie deckte erschüttert das Gesicht mit beiden Händen, während die Bäuerin vom Rebhof, von gleicher Angst erfaßt, kaum Kraft fand, dem Knechte ein Zeichen zu geben, er möchte zur möglichsten Eile die Pferde antreiben. —

Bald waren die Uebermüthigen entschwunden. Aber in Wolframs Herzen hatte die kränkende Rede auf's neue die kaum vernarbte Wunde aufgerissen, und er

hätte blutige Thränen weinen mögen über die erlittene Verachtung. Sein Stolz, Neid und das Gelüsten nach Ehre und Reichthum, seine Unzufriedenheit mit seiner Lage, — alles das war jetzt auf's neue aufgeregt und erfüllte sein Gemüth mit unsäglicher Bitterkeit, die bald in Worten der Klage, bald in die des Zornes sich ergoß. Und ob auch die edle Frau noch so liebevoll und ernst zu ihm sprach, der böse Geist, der ihn einmal erfaßt hatte, ließ ihn nimmer; laut und heftig beklagte er sein schlimmes Geschick, das ihn einmal zur Noth und Armuth verdammt hätte, und seine Gaben ohne Billigkeit, ohne Verdienst an so Uebermüthige und Unwürdige, wie jene Bäuerinnen, verschwende. Die Frau, die alle Worte und Erinnerungen vergebens sah, seufzte bekümmert auf und schwieg, betete aber desto brünstiger, worauf auch Wolfram ruhiger ward. —

Sie waren nun zu der Ulme mit dem Muttergottesbilde gekommen. Da sprach die Frau zu dem Hirten: „Hier muß ich scheiden von Dir, Wolfram! — Hier übergebe ich Dir Dein Töchterlein; zieh' es für Gott als ein treuer Vater auf, und Dein Lohn wird groß sein. Grüße mir Dein Weib und sage ihr, sie solle festhalten in Glaube und Liebe zu Jesus; sie möge ferner versichert seyn, daß Maria stets für sie bitten werde."

Das war Wolfram gar nicht recht; er drang lebhaft in die Frau, sie möge doch ihn nach seinem Hüttlein begleiten und sein Weib besuchen, damit auch sie die gute Gevatterin kennen lernen und ihr danken könne.

„Das kann jetzt nicht seyn, Wolfram!" tröstete die Frau; „aber sei überzeugt, ich werde kommen und Euch beide und meine Pathin nicht vergessen; jetzt aber ist es noch nicht an der Zeit."

„„Aber was soll ich sagen,"" fuhr betrübt der Hirt fort, „„wenn Bertha mich fragt: Wolfram, wer ist die liebe Frau, die unser Kind gehoben hat?""

„Dann sage ihr, ich sei Die, zu welcher sie vergangene Nacht voll Vertrauen gerufen hat."

„„So seyd Ihr einer der himmlischen Engel!““ rief Wolfram voll ahnungsvoller Freude, und wollte niederknieen, seine Ehrfurcht zu bezeugen.

Die wunderbare Frau aber hob ihn mild und liebreich auf und sprach zu ihm: „Gott, dem Herrn des Himmels und der Erde, dem Vater der Barmherzigkeit danke. Ihm gib die Ehre; denn Er hat Dich und mich erhört. Aber noch Eines erübrigt mir zu thun. Die Gnade des Allerhöchsten hat mir erlaubt, Dir einen Wunsch zu gewähren; bitte um was Du willst, mir ward die Macht gegeben, es Dir zu erfüllen; aber Wolfram bitte recht, bitte als Christ!“

Da leuchteten die Augen des Hirten auf, und eine helle Röthe überflog seine bleichen Wangen. „„So gib mir Reichthum, Du wunderthätige Frau! Reich mache mich, und nimm hinweg von mir die Schmach der Armuth, die auf mir liegt, und die ich seit einem Jahrzehent schon getragen!““ rief er in heftiger Bewegung.

Die Frau aber seufzte tief auf und sprach bekümmert: „O Wolfram! warum hast Du denn um Reichthum gebeten? Hat denn nicht der Herr des Himmels bessere Gaben? Verblendeter Mensch! hast Du nicht gelesen, wie der arme Lazarus das Himmelreich erlangte, der reiche Prasser aber zu Grunde ging? O Wolfram! nimm zurück Deine Bitte! Bitte um etwas Anderes; bitte um etwas Besseres!“

Aber Wolfram gedachte der früheren Zeiten seines Wohlstandes, wo er von Allen geehrt war; und der Spott und die Verachtung, die er erst heute so eben erfahren, brannte noch in seinem Herzen und entzündete nur um so heftiger sein Gelüsten nach Reichthum. „„Ich kann nicht anders!““ rief er; „„ich habe des Jammers und Hohnes genug ertragen mit meinem Weibe; mit Füßen sind wir getreten worden der Armuth halber; darum ist mir wohl zu gönnen, daß ich mein wundes Herz einmal am Reichthum letze und den Spott und die Verachtung, die mich von allen Seiten wie wilde Hunde anbellen, doch einmal zum Schweigen bringe.““

„Wohlan," sprach die hohe Frau mit erschütterndem Ernste, „Wolfram! Dir geschehe, wie Du gesagt hast. Ja, Du sollst reich werden. Auch der Reichthum ist eine Gabe Gottes; aber nur der kann ihn recht gebrauchen, dem die himmlische Weisheit im Herzen wohnt. Dem Feuer gleich ist der Reichthum; das Feuer leuchtet und wärmt, aber es kann auch blenden, es kann brennen, verbrennen! O Wolfram! möchte der Reichthum Dich nicht verblenden, niemals brennen; möchtest Du ihn recht gebrauchen und nie bereuen, daß Du nichts Besseres statt seiner erwählt hast."

Nun brach die wunderbare Frau einen Zweig von der Ulme und gab ihn dem Hirten. „Nimm diesen Zweig! So oft Du damit diese Felsenwand berührst, so wird sie sich öffnen und eine Höhle sich aufthun, wo die Geister des Gebirges ihr Gold bewahren; davon kannst Du nehmen, so viel Du willst."

Jubelnd und entzückt sank Wolfram zu ihren Füßen und wollte dankend den Saum ihres Gewandes küssen. Aber die Frau rief klagend und mit Thränen in den Augen: „Wolfram, was dankst Du für eine Gabe, die Dir doch nicht zum Heile ist? Es wäre besser, Du hättest sie nicht! Ach, Blindheit hat Deinen Geist verfinstert und bald wird sie auch Dein Auge treffen!" Sie wandte sich von dem Hirten ab, dem Kindlein zu, das sie noch einmal mit dem Blicke der reinsten Liebe betrachtete und segnete. „Auch Dir, meine Christine! darf ich ein Pathengeschenk gewähren. Aber jetzt ist es noch nicht an der Zeit, es Dir zu geben. Merke wohl, Wolfram! was ich Dir jetzt sage. Heute am 15ten Jahrestage ihrer gnadenreichen Wiedergeburt bringe meine Pathe hieher; dann will ich auch ihr einen Wunsch gewähren, und wohl ihr und auch Dir, wenn sie besser wählt, als Du!"

Bei diesen Worten ward die Gestalt der wunderbaren Frau verklärt, ja fast durchsichtig, wie das reinste Licht; in Strahlen von unendlicher Herrlichkeit, daß die Gluth der eben über die Ulme sich erhebenden Morgensonne dagegen erblich, schien sie zu zerfließen und wie ein milder Stern langsam zum Himmel hinan-

zuschweben. Den Hirten riß Schrecken und heilige Furcht auf die Kniee, die Augen konnten diesen Glanz nicht ertragen, ihm wollte fast der Sinn vergehen. Als er wieder zu sich kam, lag zur einen Seite sein Töchterlein, zur andern der Ulmenzweig, und bewiesen ihm, daß die wundervolle Erscheinung kein Traum, daß sie Wirklichkeit gewesen sey. Und nicht nach dem Kinde, nach dem Ulmenzweige griff er zuerst, und lief zur Felsenwand, die Kraft des Zweiges zu erproben. Sieh'! kaum hatte er damit die Wand berührt, so spaltete sich der Fels und eine kleine, gewölbte Höhle ward sichtbar, von Säulen gestützt. In freudigem Schrecken zuckte Wolfram zusammen, als er Golderde hier haufenweise aufgeschüttet und die Goldkörner wie Lichtfunken aus der irdenen Umhüllung hervorleuchten sah. Beben und Zagen ergriff ihn bei dem Eintritt in die Höhle, und es war ihm, als hörte er eine engelmilde Stimme rufen: „Wolfram, kehre um! Es ist Dir besser, arm zu bleiben, denn reich zu werden." Aber der Glanz des Goldes wirkte auf ihn mit Zaubermacht, und es ließ ihn nimmer; es riß ihn hinein in die Höhle, und es schloß sich sogleich hinter ihm die Felsenwand. Erschrocken und hastig mit zitternden Händen füllte er seine Tasche mit Goldkörnern; ängstlich berührte er zum andernmal mit dem Zweige, und auch dießmal öffnete sich vor seiner Macht die Wand und fiel hinter ihm zu. Erleichtert athmete Wolfram auf, als er im Freien stand. Jetzt erst gedachte er nicht ohne Beschämung seines Kindleins, das er, von Golddurst verleitet, schutzlos und allein in dem keineswegs sichern Walde gelassen hatte. Noch lag es, wie von Engeln behütet, zu den Füßen des Muttergottesbildes an der Ulme. Nun legte er sich beruhigt neben seinem Töchterlein auf den weichen Grasboden hin und untersuchte das Gold; und wirklich, es war keine Täuschung — es war reines, gediegenes Gold (in Körnern) von der Größe einer Erbse. Da drang ein lauter Ruf des Jubels und des Entzückens aus der Brust des Hirten, das Kind aber begann zu weinen und zu schreien.

Drittes Kapitel.

Wolframs Reichthum.

Mit raschen Schritten eilte nun Wolfram mit seinem Töchterlein heimwärts. Mehr als einmal ward er versucht, umzukehren und eine neue, größere Ladung von Gold einzunehmen; nur das Geschrei des Kindes und der Gedanke an sein Weib, das ihrer mit Sorgen und Sehnsucht harrte, hielten ihn zurück. Je näher er seiner Hütte kam, um so mehr mäßigte er seine Eile; denn es fiel ihm gar Manches bei, was wohl zu überlegen war; namentlich, ob er seinem Weibe das Geheimniß des Schatzes mittheilen sollte. Bisher hatte er vor seiner eben so treuen als verständigen Bertha kein Geheimniß gehabt; aber er hielt es jetzt doch für besser, vor der Hand darüber zu schweigen. Aber im Innern warf ihm eine Stimme vor: Dein Reichthum fängt nicht gut an; Deines Goldes wegen ließest Du heute Dein Kind schutzlos und allein, den Anfällen der Wölfe und der Bären preisgegeben, und nun verschließt Dir Dein Gold den Mund vor Deinem Weibe, das doch von jeher die Offenherzigkeit und das Vertrauen selber gegen Dich war. Aber ein Blick auf sein blankes Gold brachte diese Stimme bald zum Schweigen, und er tröstete sich damit, daß, sobald es ohne Schaden geschehen könne, er ihr Alles entdecken wolle. Als er in seine Hütte trat, verkündigte sein Freude strahlendes Antlitz schon im Voraus eine fröhliche Botschaft.

„O Bertha!“ rief er, „das war ein tausendfach gesegneter Tag; ich habe eine Gevatterin gefunden, und zwar die beste, die wir uns nur hätten wünschen können!“

„„Ich weiß Alles,““ erwiederte Bertha und drückte ihr Töchterlein an das Herz. „„O Wolfram! welche Gnade! welch' ein Segen! Ach, ich kann kaum glauben, daß uns wirklich so viel Heil widerfahren ist!““

„Du weißt schon Alles, Bertha?“ fragte der Hirt verwundert; „wie ist denn das zugegangen, wer hat Dir denn Botschaft gebracht?“

„„Nachdem Du mich mit unserm Kinde verlassen hattest, flehte ich auf das Neue zu der seligsten Mutter, sie möchte doch durch ihre Fürsprache Mittel machen, daß sich eine gute Seele erbarme und Pathin werde an unserm Töchterlein. Und sieh', Wolfram! während des Gebetes ging die Thüre auf, und eine gar holdselige Jungfrau, einen Kranz von Röslein auf dem Haupte und blendend weiß gekleidet, trat ein; sie trug einen Korb am Arme und grüßte mich recht liebreich: Du bekümmerte Seele! sprach sie, was sorgst Du denn gar so sehr? Sieh', Maria, die Himmelskönigin, hat Dein Gebet zu ihrem Sohne getragen und sie darf Dir helfen! Dann setzte sie sich zu mir und redete mit mir. O Wolfram! Du hättest sie sehen und hören sollen, die gute Jungfrau! wie liebevoll und trostreich sie zu mir sprach. Wie erquickte mich ihr Zuspruch! Ich fühlte mich innerlich wie neugeboren. Darauf nahm die Jungfrau aus ihrem Körblein Obst und Trauben, blüthenweißes Brod und süße Butter, ein Häfelein mit Schmalz und Eier, und gar eine Flasche Wein. Zuletzt legte sie Wäsche und zwei Kleidlein für unser Kind von der feinsten Leinwand auf mein Bett. Das schickt Dir Alles die mächtige Frau, die Dein Kind aus der heiligen Taufe gehoben. Genieße diese Gaben mit Deinem Manne und danke Gott. Wohl bedarfst Du der Erquickung; mancher Kampf erwartet Dich! Du aber vertraue auf den Herrn und Du wirst Alles überwinden unter dem Beistande derer, welche die Mutter der Christen und die Helferin der Bedrängten ist.""

Nun fing auch Wolfram an, und er konnte Bertha nicht genug erzählen von der wunderbaren Frau, seiner gnadenreichen Gevatterin. „„Ach, Wolfram! das war kein Engel vom Himmel, das war mehr; ich meine gewißlich, es sey die seligste Mutter selber gewesen, die sich da in ihrer Liebe über unsere Noth erbarmt hat."" Thränen flossen aus Berthas Augen, sie faltete die Hände, und der Lob- und Preisgesang der liebreichen, mächtigen Frau strömte über ihre Lippen; dann pries sie ihr Glück und das Glück ihres

Töchterleins. Wolfram leerte jetzt seine Taschen und wies auf den Haufen Goldkörner. „Sieh', Bertha!" begann er, „auch das ist ein Geschenk der Frau und noch mehr hat sie uns verheißen."

„„Wie, auch Gold gab sie Dir?"" fragte die fast erschrockene Bertha, „„und sie war doch auf Erden selber arm! Wolfram, dieß Gold dürfen wir nicht allein behalten; auch den andern Armen müssen wir davon mittheilen.""

„Auch sie sollen an dem Segen dieses Tages ihren Antheil haben," sprach dieser gutmüthig und schickte sich an, Brod und Obst wie zu einem Frühstücke zu kosten; denn er war hungrig geworden und die Zeit zum Austreiben der Heerde nahe. Nachdem er sich und seine Bertha mit den köstlichen Gaben der Jungfrau gelabt hatte, ging er an sein Tagwerk, das, wie er fest glaubte, nun bald ein Ende nehmen sollte. Es war heute ein gar guter Tag für die Heerde, und die Rinder, Ziegen und Lämmer durften sich Alles erlauben. Wolfram, der sonst so wachsame Hirt, lag träumerisch unter der Eiche, und entwarf Pläne, mitunter recht hoffärtige Pläne für die Zukunft. Mit trunkenen, glänzenden Augen blickte er umher; mit Verachtung streifte sein Blick über die Höfe der Bauern, die er doch erst vor wenigen Stunden beneidet hatte. Von ihnen hinweg hob er sein Auge empor zu dem thurmreichen Schlosse des Mandenstein, wo Raimund, der reiche, habsüchtige Grundherr hausete. Was hinderte ihn jetzt, sich auch ein solches Schloß zu bauen und, wie er, über Unterthanen zu gebieten? Hatte er doch Gold, um das er den Adelsbrief eben so leicht, als große Herrschaften erkaufen konnte. Früher als sonst trieb er die Heerde nach Hause; Bauern und Bäuerinnen schalten, daß er die Thiere vor der festgesetzten Zeit nach Hause brächte. Wolfram hielt es unter seiner Würde, ihnen zu antworten, und ging mit verächtlichem Lächeln seiner Hütte zu, so daß die Leute ihm verwundert nachsahen, und nicht wußten, was sie aus Wolfram machen sollten, der, wenn

auch nicht selten verdrießlich und herb in Anblick und Worten, doch nicht leicht vergaß, wessen Brod er aß.

Viertes Kapitel.

Wolframs Rache.

Wolfram war indessen klug genug, diese Aufwallungen eines unzeitigen Stolzes zu überwinden, und des früheren Betragens, wenigstens auf eine Zeit, wieder sich zu befleißen. Mit Bertha, seiner verständigen Hausfrau, ward er eines, den so unvermuthet gewonnenen Reichthum sorgsamst zu verbergen, und nur allgemach und mit möglichster Vorsicht ihn vor den Augen der Menschen zu zeigen. Einen Vorwand hatte er bald gefunden. Als er nach wenig Wochen ein Grundstück, ganz in der Nähe seiner Hütte gelegen, käuflich an sich brachte, behauptete er, einer Derjenigen, die ihn früher um seinen Wohlstand gebracht, wäre in sich gegangen und hätte ihm reuig den zugefügten nicht unbedeutenden Schaden ersetzt. Die Leute, welche die ehemalige Wohlhäbigkeit des Hirten wohl gekannt und mehr als einmal seine Ehrlichkeit geprüft und bewährt gefunden hatten, glaubten es und dachten nichts Arges, als er den Kaufpreis in blanken Thalern auf den Tisch legte. Die Goldkörner aber hatte er in die etwa fünf Stunden entfernte Stadt zu einem Goldschmid getragen und vorgegeben, er hätte sie im Flusse gefunden; und dieser war gerne bereit gewesen, sie ihm abzukaufen, denn das Gold war rein und der Hirt ließ ihm mehrmals dreifachen Gewinn. — Um die Hut der Heerden bekümmerte sich jetzt Wolfram nur wenig; mit Einwilligung der Bauern stellte er sich einen Knecht ein, der statt seiner die Heerden besorgte. Um aber, ohne Aufsehen zu erregen, seines Reichthums doch froh zu werden, begann er zum Scheine einen Handel mit

Arzneikräutern; deßhalb wunderte sich Niemand, daß Wolfram die Hut der Heerden jetzt ganz seinem Knechte überließ, dagegen um so fleißiger Wald und Thal durchstreifte, und die Woche öfters nach der Stadt ging, wo er nicht bloß seine Kräuter, sondern auch die Goldkörner verwerthete. Hiebei zeigte der Hirt ebenso große Klugheit als Erfahrung, und wußte immer die rechten Leute und Mittel zu treffen, wodurch er, ohne Verdacht zu erregen, sein Gold gegen Silber oder andere werthvolle Dinge umsetzen konnte. So oft als möglich ging er zur Höhle, und füllte seine Taschen mit Goldkörnern, und die Menge derselben blieb immer die nämliche, mochte er auch noch so sehr zugreifen. Wolfram ließ sich jetzt die Hütte ganz anders, bequem und wohnlich einrichten, ging in besserer Kleidung einher, aß und trank wie die wohlhabenden Bauern der Umgebung, und besuchte das Wirthshaus, wo er viel Geld verthat und selbst spielte, so daß gar Mancher über den Aufwand des kurz vorher noch blutarmen Mannes sich verwunderte und eigene Gedanken darüber hatte. —

Fragte ihn nun einer der Bauern und Nachbarn: Wolfram, wie kommst Du denn zu dem Gelde? so wies er ihnen die Kräuter und Blumen des Feldes, und erzählte ihnen ein Langes und Breites von der Heilkraft, die in ihnen wohne, und welche erst er entdeckt hätte; in alle Theile der Welt verkaufe er die Heilkräuter und sie brächten ihm großen Gewinn; der Segen Gottes sey hiebei nicht zu verkennen, meinte er weiters; unschuldig sey er durch böse Leute um all sein Vermögen gekommen, und aus einem wohlhabenden Manne ein armer geworden; jetzt wolle ihm die göttliche Gnade wieder aufhelfen und einen Ersatz geben. Da horchten die Bauern auf und verwunderten sich über den klugen Hirten, der aus einfachen Kräutern so große Heilkräfte und so reichen Gewinn zu ziehen verstände; aber dem Wolfram schlug dabei gar oft das Gewissen und es rief in ihm: Sonst warst du ein wahrhafter Mann und keine Lüge kam aus deinem Munde; jetzt aber lügst du und machst

Schwänke wie ein gemeiner Schelm, und der Reichthum ist es, der dich dazu verleitet. Aber Wolfram ließ sich dadurch nicht warnen, nicht bessern; er ging zur Höhle öfter als je, und trieb die Lüge fort, um die Leute irre zu führen. Sogar sein Eheweib erfuhr die Wahrheit nicht, und ward belogen wie die Andern. Arglos und gut, wie Bertha war, glaubte sie Wolframs Worten, und freute sich des Segens Gottes, der, gewiß auf die Fürbitte der gnadenreichen Gevatterin, in ihr Haus kam. Aber auf die Länge der Zeit reichten Wolframs Vorwände doch nicht aus. Nicht alle ließen sich täuschen; manche sahen tiefer und es gingen allerlei Reden über Wolframs so schnell gewonnenen Reichthum, und sie blieben ihm nicht verborgen. Aber klug, wie er war, suchte er jetzt durch seinen Mammon sich Freunde zu machen; den Einen gewann er durch Darlehen, die Aermeren durch Almosen, das zumal Bertha reichlich spendete; die Mächtigern und die Vorgesetzten machte er sich geneigt durch Geschenke, auf feine Weise gegeben. Obgleich er Vielen verdächtig war, so konnte ihn doch Niemand in Wahrheit einer bösen That bezüchtigen; er ging fleißig in die Kirche, mied Händel und Streit, führte sich jederzeit ordentlich auf, und hausete still und ruhig mit Frau und Kind. Schon nach wenigen Monaten hatte er die Hut aufgegeben und sich einen schönen Hof gekauft, den er tüchtig bewirthschaftete und allmählig vergrößerte. Dabei ging er fleißig zur Höhle, und verbarg sorgsam, tief im untersten Keller des Hauses, seinen Schatz. Da war es freilich kein Wunder, daß er in wenig Jahren für den reichsten Bauern der ganzen Umgebung galt, und dennoch wollte er noch reicher werden. Gar oft sprach eine innere Stimme ernst und warnend zu ihm: Wolfram! höre auf, höre auf, Gold zu fassen in der Höhle; du hast ja genug, hast mehr als genug. Versuche Gott nicht! Du wirst so lange zur Höhle gehen, bis du entdeckt wirst, und dann hast du das Schlimmste zu befürchten, und bist in Gefahr, als Zauberer angesehen zu werden und Leib und Leben auf qualvolle Art zu verlieren.

Gehe und verkaufe dein Gut und ziehe in die Fremde; dieß ist das einzige Mittel, dich zu retten.

Wolfram hörte diese Stimme nicht ohne Bangen, aber ihr zu gehorchen — dazu konnte er sich nicht entschließen; die Habsucht hatte sich seiner bemächtigt, und sie ist unersättlich. Er wollte die reiche Höhle nicht eher verlassen, als bis er so viel Gold zusammengebracht hätte, hinreichend, eine ganze Grafschaft mit Schlössern und Maierhöfen zu kaufen.

Während Wolfram reicher ward von Tag zu Tag, ging es im Burten- und Rebhof schlechter von Stunde zu Stunde. Was Wolframs Gevatterin den Uebermüthigen einstmals vorher gesagt hatte, das traf ein. Ein Schauer schlug ihre Saaten nieder und verwüstete ihre Weinberge, während die Felder der übrigen Bauern davon kaum berührt wurden. Kurze Zeit darauf brannte der Burtenhof mit Stallung und Scheuern gänzlich ab, so daß von der Hauseinrichtung gar Nichts und von dem Vieh kaum die Hälfte gerettet werden konnte. Was dem Burtenbauer das Feuer nahm, das verdarb dem Rebhofer bald darauf das Wasser; ein Wolkenbruch, der in der Nacht über den Rebhof niederging, ertränkte die Pferde und Rinder in den Ställen, und nur mit Lebensgefahr und äußerster Mühe konnten die Inwohner durch das reißende Wasser sich retten. Als die Fluth sich verlief, waren die Mauern der Gebäude dergestalt unterspült, daß sie in Bälde einstürzten und mit großen Kosten neu gebaut werden mußten. Das waren für die beiden Bauern harte Schläge. Dennoch wären sie noch durch weise Sparsamkeit und vermehrten Fleiß zu überwinden gewesen; aber in ihrer Hoffart schämten sie sich der Sparsamkeit und Einschränkung, und setzten ihr üppiges Leben fort, bis die Gläubiger kamen, das Vieh, das ihnen noch geblieben war, wegtrieben, und es dahin brachten, daß ihre Güter vom Gerichte zum Verkaufe ausgeboten wurden. — Der Burtenhofer und der Rebbauer hatten wenig Freunde, und gar mancher gönnte ihnen ihres Stolzes wegen das Unglück, welches sie betroffen. Auch Bertha war durch ihren Uebermuth

gar schwer verwundet worden; allein gerade sie, die gute Frau, hatte am meisten Mitleiden mit den Verunglückten.

„Wolfram," sprach sie zu ihrem Manne, „mich erbarmt ihre Noth; sie ist wahrlich groß. Hilf ihnen doch, wenn Du es vermagst. Für ihren Stolz sind sie, wie ich meine, hinlänglich gezüchtigt worden, und ich glaube, unsere heilige Gevatterin wird Dich loben, wenn Du barmherzig bist und das Böse mit Gutem vergiltst."

Wolfram war zum Zorn und Hochmuthe geneigt, aber ein böses und rachsüchtiges Herz hatte er nicht; er beschloß den Bedrängten beizustehen und ihretwegen einen Gang zur Höhle zu machen. Abends, den Tag zuvor wo der Verkauf des Burtenhofes stattfinden sollte, suchte er sein altes Hirtenhorn wieder vor und ging langsam auf den Burtenhof zu. Daselbst sah es wahrhaft traurig aus; der Bauer, der es nicht über das Herz bringen konnte, dem Verkaufe seines so schönen Hofes beizuwohnen, hatte in seinem Jammer bereits von seinem Hause Abschied genommen, und auch die Dienstboten waren schon entlassen. Nur die Bäuerin Perpetua war allein zurückgeblieben, hatte sich in das hinterste Kämmerlein geflüchtet, und betete bald, bald schrie und weinte sie laut und auf das kläglichste. Als Wolfram zu ihr kam, zuckte sie schmerzlich zusammen; sie gedachte des Uebermuthes und der Verachtung, mit der sie den ehemaligen Hirten behandelt; die strafenden Worte der Gevatterin fielen ihr bei und nur zu wahr hatten sie sich erfüllt. —

Wolfram bot ihr einen guten Abend; Perpetua aber wandte sich ab und sprach: „Geht fort, laßt mich doch den letzten Abend noch in Ruhe hier zubringen; ich habe Jammer genug, und brauch' nicht erst Eueres Spottes."

„„Da sei Gott vor, daß ich des Unglückes spotte,"" betheuerte Wolfram, „„wenn Ihr auch selber die Schuld davon tragt. Nicht zu spotten, vielmehr Euch zu helfen bin ich da.""

Die Bäuerin horchte auf. „Ja, helfen, das könntet

Ihr wohl, das wäre Euch ein Leichtes; das weiß ich wohl. Allein ich weiß auch, daß Ihr nicht wollt."

""Ich kann, und seyd versichert, ich will auch helfen. Da seht!"" Und aus seinem Mantel zog er die Säcklein, mit Goldstücken angefüllt. Er schüttelte sie auf den Tisch hin und sprach: ""Da nehmt und befriedigt dann Euere Schuldner!""

Die Bäuerin wußte nicht, wie ihr geschah, und stand, die Augen bald auf das Gold, bald auf Wolfram heftend, einige Augenblicke wie erstarrt. "Wolfram!" hob sie mit heftig bewegter, fast zitternder Stimme an, "ich weiß, daß ich Dich einst verspottet und schwer gekränkt habe; aber doch wäre jene Spottrede nur ein leiser Stich gegen diesen Hohn, mit welchem Du mich jetzt peinigen würdest, hättest Du dieß nur zum Spotte mir gezeigt. Ach! bedenke meinen Jammer."

""Eben weil ich Euere Lage kenne, und sie mir zu Herzen geht, will ich Euch helfen, so wahr Gott lebt!"" erwiederte Wolfram mit der Miene und dem Ernste der Aufrichtigkeit. ""Nehmt dieses Gold, ich leihe es Euch ohne Zins; in bessern Tagen könnt Ihr mir die Summe wieder zurückgeben; doch eine Bedingung setz' ich bei!""

"Und die wäre?" fragte beklommen Perpetua und ihr jubelndes Herz wollte jetzt wieder verzagen.

""Seyd so gut und blast doch auf meinem Kuhhorn dreimal!"" sprach er und zog das Horn unter seinem Mantel hervor.

Perpetua zuckte zusammen, als hätte eine Natter sie berührt, ward bald bleich und bald glühend roth; endlich faßte sie das Horn mit bebenden Händen.

"Ja, Wolfram! ich weiß, worauf Ihr zielt; ja, ich habe es verdient, daß Ihr mir also begegnet und will's aus Buße thun!" rief sie und stieß hastig und heftig in das Horn, und es klang wie der Ton eines tiefen, schweren Seufzers. Thränen stürzten ihr aus den Augen, als sie zum andernmal das Horn an den Mund ansetzen wollte. Wolfram aber nahm ihr das Horn aus der Hand.

„„Genug,““ sprach er bewegt; „„Ihr werdet nun, denke ich, Niemanden verachten, sollt' er auch ein Viehhirte seyn.““

„Es war eine harte Lehre, aber eine verdiente, die Ihr mir gegeben habt,“ seufzte die Bäuerin; „und ich werde sie sobald nicht vergessen. Ich bitte Euch, laßt mir das Horn, in meinem Wohnzimmer will ich es aufhängen, daß meine Kinder und Kindeskinder sich darin spiegeln und Demuth lernen.“

Perpetua hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als ihren Mann zu holen, damit er mit eigenen Augen sich von ihrer Rettung überzeugen könne. Wolfram hatte nun die große Freude, zwei Unglücklichen geholfen zu haben, und schied mit dem tröstlichen Versprechen von ihnen, er wolle jederzeit ihnen beistehen, nur sollten sie Niemanden etwas davon sagen. Als nun am andern Tage die Schuldner und die Kaufslustigen kamen, erhielten sie ihr Geld in lauter blanker Münze und mußten abziehen, dessen viele wenig Freude hatten; denn sie wären gar zu gerne um ein leichtes Geld in den Besitz des schönen Hofes gekommen. Alle aber wunderten sich, wie die Burtenhöfer so schnell und so prompt und gar mit Gold ihre Schulden, Kapital und Zins bezahlt hätten, und sich besser als zuvor einrichteten. Die Burtenhöfer hielten getreulich das gelobte Stillschweigen; aber dennoch ward es in kurzer Zeit bekannt, wer der Helfer gewesen, und die Verwunderung darüber nur noch größer, da man wohl wußte, wie schwer jene den Wolfram in früherer Zeit gekränkt hatten.

Fünftes Kapitel.

Wie Wolfram dem Rebbauer vergilt.

Die Kunde davon kam auch zu dem Rebhofe, wo die Noth eben so groß war, wie bei dem Burtenbauer, und in gar nicht langer Zeit Auspfändung

oder Verkauf zu befürchten stand. Aber weder Martin, der Rebbauer, noch Agatha, sein Weib, hatten den Muth, den reichen Wolfram um Hilfe anzusprechen. Als aber die Gläubiger drängten und preßten, und das Gericht mit Auspfändung drohte, da überwand sich Agatha, und that den schweren Gang zu Wolfram. Dieser war eben nicht zu Hause; aber die gutmüthige Bertha nahm die tiefgebeugte Nachbarin mit solcher Liebe auf, daß diese Muth faßte und also sprach:

„Ich sehe wohl, daß Ihr das vergessen habt, was wir Euch in thörichter Verblendung zugefügt haben. Glaubt mir, es hat uns bitter gereut, und die Strafe ist auch nicht ausgeblieben. Ihr habt uns verziehen, und Gott lohne Euch tausendfach diese Liebe. Aber macht das Maaß Euerer Liebe voll. Ihr sehet, in welchem Zustande ich bin, und ich bitte Euch mit meinem Manne und im Namen meines ungebornen Kindes, das, wenn Gott will, in wenigen Tagen das Licht der Welt erblicken wird, habt die Liebe und werdet seine Pathin."

Wie hätte Bertha, die gute Frau, eine so rührend vorgebrachte Bitte abschläglich bescheiden können! Deutlich sah sie hier den Finger Gottes, der ihr gebot, das Böse mit Gutem zu vergelten. Da tröstete sie die bekümmerte Frau mit gar liebreichen Worten und verhieß ihr in Wolframs Namen Gewährung und jegliche Hilfe, die sie ihnen nur zu leisten vermöchten; sie trug ihr den besten Wein auf, und nicht genug, Katharina, ihre Magd, mußte einen großen Korb voll Eier, Schmalz und feinem Mehl nach dem Rebhofe tragen, wo solch' gute Gaben große Freude verbreiteten; denn in der That, die Noth war daselbst recht groß. Auch Wolfram zeigte sich zufrieden, als Bertha ihm Alles erzählte, und empfing den Rebhofer sehr freundlich, wie dieser zu ihm kam und ihn zum Gevatter bat, falls sein Weib ihm ein Söhnlein brächte. — Schon dieß Verfahren von Seite des reichen Wolframs schien die Gläubiger Martins zu beruhigen; sie gaben ihm eine Frist, in der wohlbe-

gründeten Voraussetzung, es werde dieser seinen Gevatter in der Noth noch weniger stecken lassen, als den Burtenbauern.

Die Rebhoferin genas eines Mädchens, und Bertha eilte freudig zu ihr und stand ihr bei, als wäre sie ihre Gutthäterin oder die leibliche Schwester selber gewesen. Am Tage der Kindstaufe ließ sich Wolfram nicht nehmen, sein Weib selbst zu dem Rebhofe und dann mit dem Kinde selbst zur Kirche zu fahren. Den besten Wagen wählte er dazu aus, und vier seiner schönsten Pferde wurden vorgespannt. „Aber Wolfram!“ fragte Frau Bertha, „warum gar so viel Staat? Bist ja nie vierspännig gefahren? Ich weiß wohl, was die Rebhoferin vor drei Jahren gesagt hat; aber Wolfram! das ist ja schon lange vorbei, und Du wirst ihr es gewiß verziehen haben.“

„„Gewiß, Bertha! ich habe ihr verziehen, vom Herzen verziehen; aber weil ich dieß gethan habe, komme ich also zu ihr,““ versicherte dieser.

Bertha schüttelte den Kopf, Wolfram lächelte und sagte bloß: „„Du wirst sehen, daß ich es gut meine.““ Und so fuhren sie nach dem Rebhofe. Dort stand schon Martin erwartend unter der Hausthüre. Verwundert und schmerzlich hob er Wolfram und Bertha herab; aber Agatha, welche vom Fenster sie kommen sah, ging ein scharfer Stich durch das Herz, als sie die Herrlichkeit und Pracht des Wagens und der Pferde gewahrte. „Vierspännig kommen sie daher gefahren!“ seufzte sie, „vierspännig, gerade so, wie mein Uebermuth es verlangt hatte, und ich mußte sie bitten, ja für ein Glück muß ich es halten, daß sie kommen und mein Kindlein aus der Taufe heben!“ Und ein recht bitterer Schmerz durchdrang ihr Gemüth.

Wolfram und Bertha traten ein und boten freundlich der neuen Gevatterin die Hand; mit einiger Angst schaute Agatha in Wolframs Gesicht; aber da war keine Schadenfreude, keine Tücke, wohl aber herzliche Theilnahme zu lesen. Er verlangte das Kind zu sehen und wünschte ihr Glück zu dem neuen Segen Gottes. Bertha brachte für ihre Pathin ein wunderhübsches

Kindszeug und ließ es sich nicht nehmen, ihr es selber anzuziehen. „„Noch einen Gefallen, Frau Gevatterin, müßt Ihr mir thun,““ begann Wolfram gutmüthig; „„überlaßt mir die Ausrichtung des Kindtaufschmauses.““ Obwohl die Küche im Rebhofe keineswegs gut bestellt war, am wenigsten für ein solches Mahl, so ging es doch lange her, bis Agatha ihre Einwilligung dazu gab. — Bertha hatte schon die nöthigen Anstalten getroffen; ein eigener Wagen mit Speisen und Getränken aller Art beladen fuhr an, und ihre Köchin mit zwei andern Mägden schickten sich an, ein Mahl zu bereiten, wie es der Rebhof selbst in den besten Zeiten seines Glanzes nicht gesehen hatte.

Es war nun Zeit, in die Kirche zu fahren. Wolfram setzte sich zu Martin, während Bertha, ihr Pathchen auf dem Arme, mit Christine und Rosalia, ihrer Stubenmagd, ihnen gegenüber Platz nahm. Als sie zur Ulme kamen, sah Wolfram seine Gattin bedeutungsvoll an; sie verstand ihn wohl, und in ihrem Herzen erwachte lebhafter als je die Sehnsucht, die wunderbare Frau einmal von Angesicht zu Angesicht sehen, und ihr danken zu können. Still und demüthig flehte Bertha zu ihr, sie möchte doch auch bei diesem Kinde die Pathenstelle übernehmen, oder ihr doch helfen, daß sie ihre Pathenpflichten treulich erfülle. Die herrlichen Rosse trugen sie schnell zur Kirche; derselbe Pfarrherr, welcher Christine getauft hatte, gab auch Agathas Töchterlein das heilige Sakrament, und es empfing nach Berthas Willen den Namen Agnes Maria. Den Pfarrherrn hätte aber Wolfram bald nicht gekannt; er schien gar jünger geworden zu seyn. Während er damals bleich vom Gesicht und gebückt einhergegangen war, schritt er nun kräftig und fröhlichen Antlitzes einher. Als Wolfram seine Freude darüber bezeigte, antwortete der Pfarrherr: „Solche Gutthat verdanke ich der heilsamen Arznei, die mir Euere Gevatterin gegeben! Gott wolle sie dafür lohnen! Habt Ihr von ihr nichts mehr gehört?“

„„Nein, leider nichts mehr,““ erwiederte dieser; „„doch habe ich ihr Versprechen, daß sie mich einmal

besuchen wird, und gewiß, sie wird es halten und einmal zu denen kommen, die ihr Alles verdanken.""

Nach der heiligen Taufe ging es wieder eiligst nach dem Rebhofe; dort hatten Berthas Mägde die Tafel bestens bestellt. Die Gevattersleute, die Verwandten und die übrigen Gäste nahmen ihr Mahl in Agathas Zimmer ein, das hiezu geräumig genug war. Im Freien — es schien die Sonne wunderschön — wurden noch gar viele Tische für andere Gäste gedeckt, und diese Gäste waren die Armen; auch sie sollten — so hatte es Bertha verlangt und Wolfram es gerne bewilligt — an diesem Tage eine Freude haben und erquickt werden. Und in der That, es waren auch alle heiter und fröhlich; Bertha plauderte gemüthlich mit ihrer Gevatterin, und beide sprachen schon davon, was aus dem neugetauften Kindlein werden sollte. Martin, der lange Zeit kaum Most getrunken, ließ sich Wolframs Weine schmecken, und es konnten die Gäste die Güte und Fülle der Speisen nicht genug loben. Laut ward Wolframs Freigebigkeit gepriesen. Dieser aber lächelte bedeutsam und sprach: „„Die rechte Speise, lieben Gevattersleute und Nachbarn, ist noch nicht gekommen!""

Er winkte und man brachte eine große Schüssel von Silber; sie war zugedeckt, und kein Geruch verrieth ihren Inhalt. Alle waren neugierig auf die Speise, die sie enthielte. Wolfram nahm die schwere Schüssel, und trug sie zu Agatha. „„Meine Gevatterin,"" meinte er, „„muß sie zuerst verkosten; es ist eine Speise ganz eigener Art, und ich denke, sie wird Euch schmecken."" Agatha hob den Deckel ab, und war auf das höchste überrascht, als sie statt einer Speise, lauter große Goldstücke von einem Glanze gewahrte, als wären sie eben erst aus der Münze gekommen. Ihre Hände zuckten, und sie getraute sich nicht zuzugreifen. „„Nun, Gevatterin! greift zu, greift zu!"" ermunterte Wolfram. Agatha aber verstand seine Absicht, und Thränen flossen ihr aus den Augen. „„Ich sehe schon,"" begann Wolfram lächelnd, „„ich muß Euch selber vorlegen,"" und er schüttete mehr

als die Hälfte der Goldstücke vor sie hin; den Rest übergab er dem freudig erschrockenen Martin mit den leisen Worten: „„Da nimm, es ist mehr als genug, den Hof Dir schuldenfrei zu machen!““

In lautem Jubelruf machte sich die Freude und Ueberraschung der Gäste Luft, und des freigebigen Wolframs Lob war in aller Mund, was ihm nicht wenig schmeichelte. Frischen und noch bessern Wein ließ er bringen, und zum zweitenmale die Schüssel auftragen; sie war dießmal mit Silbermünzen und Thalern gefüllt, so daß jeder Gast mehr als ein Dutzend davon einschieben konnte.

Während nun Wolfram so glänzend seine Gevattersleute und Nachbarn bewirthete, vergaß Bertha ihrer lieben Gäste, der Armen, nicht; sie ging in den Garten hinaus, wo die Armen unter den Schatten duftender Linden Tafel hielten, und wahrlich, es schmeckte ihnen so gut, als denen im Zimmer. Ihr Besuch erweckte bei ihnen die lebhafteste Freude; sie standen auf, eilten ihr entgegen und bezeigten ihr den innigsten Dank. „Gott lohne das, was Ihr uns heute erweiset; die guten Speisen, die Ihr heute uns aufsetzet, geben uns Kraft, wochenlang darben zu können,“ riefen die Einen, worauf Bertha erwiederte: „„Sprecht nicht von Hunger und Darben! Kommt zu mir, und Brod und Suppe soll Euch jederzeit gereicht werden.““ Andere zeigten ihre Schürzen, Röcke und die Kleider, welche sie trugen, und sprachen: „Seht da, Euer Geschenk! Gott wolle es lohnen!“ Viele der armen Männer und Frauen brachten ihre Kinder, baten Bertha um einen Segen für sie, und sprachen dann zu den Büblein und Mägdlein: „Seht da, diese gute Frau hat Euch gekleidet, hat Euch Brod und Geld gegeben!“ Und die Kinder drängten sich um Bertha, faßten sie bei dem Kleide, wie bei den Händen, die sie küßten, und stammelten in ihrer kindlichen Einfalt ihren Dank. Da ward Frau Bertha das Herz voll; sie kostete die süße Freude des Wohlthuns. All' die Münzen, die sie bei sich trug — und das war nicht wenig — theilte sie aus; zweimal

lief sie zu Wolfram, um Geld für ihre Armen zu holen, so daß dieser bei dem drittenmale lächelnd sagte: „„Bertha, Du hast mich ausgesäckelt! Da hast Du meinen letzten Pfennig."" Es war so. Wolfram hatte ihr seine letzte Münze — einen Silberpfennig gegeben. „Um so besser, Wolfram!" meinte Bertha fröhlich; „um so besser, so können wir in Wahrheit sagen, daß wir den letzten Pfennig mit den Armen getheilt haben."

So verfloß der Nachmittag in gemüthlicher Heiterkeit und in gottgesegnetem Wohlthun.

Als nun der Abend herankam, und Bertha sorglich zum Aufbruche mahnte, bot Wolfram der Rebbäuerin freundlich zum Abschiede die Hand, und sprach gutmüthig: „„Nun, so sind wir doch Gevattersleute geworden, und es möge der Herr Euch und die kleine Pathe segnen. Braucht Ihr etwas, so kommt. Hat der Wolfram einmal sein Wort gehalten, so wird er es, verlaßt Euch darauf, auch das zweitemal thun.""

In Agathas Auge glänzte eine Thräne. „Bleibt mir und den Meinigen gut, und vergeßt Alles, was früher vorgefallen! Euere Gaben vergelt' Euch Gott."

In gleich herzlicher Weise nahm auch Bertha von Agatha und Martin Abschied und gebot den Knechten einzuspannen.

„„Meinst Du nicht, Bertha! daß uns nach dieser Mahlzeit ein Spaziergang gut thue?"" fragte Wolfram, und fügte leise bei: „„Laß uns Pferde, Wagen, Küchengeschirr und Alles, was wir heraufgebracht haben, doch da, die Noth ist zu groß; sie haben ja gar Nichts.""

Aus vollem Herzen stimmte Bertha fröhlich bei, und hatte ihre Freude an der Ueberraschung der Gevattersleute. Die wußten nicht, woher sie Worte nehmen sollten, ihre Freude und ihren Dank auszudrücken. Auch Wolfram empfand ein süßes Gefühl in seiner Brust; er hatte sich selbst überwunden und seinen Beleidigern wohlgethan! Fröhlich sprach er zu seinem Weibe: „„Nun, Bertha! weißt Du, warum ich mit dem schönsten Wagen und den besten Pferden nach dem Rebhofe gefahren bin; nicht aus Hoffart

und Eitelkeit, sondern um dem Rebbauer ein ordentliches Pathengeschenk zu machen und ihm aus aller Noth zu helfen.""

Bertha pries tiefbewegt ihres Mannes Güte und Versöhnlichkeit, und weissagte ihm dafür des Himmels Segen, der auch nicht ausblieb. Als sie nun den Fußpfad einschlugen, der durch ein Wäldlein bequem und sicher zu ihrer Wohnung führte, rief Christine auf dem Arme der Mutter plötzlich: „Sieh' doch, welch' schönes Licht! dort gleich beim Busche!" Verwundert blickten Bertha und Wolfram hin. Das Kind hatte recht gesehen. Ein Licht von mildem, wunderbarem Glanze schien hinter dem Busche, und es bildete sich in seinen Strahlen die Gestalt einer Frau von holdseligem Aussehen. Verlangend streckte das Kind die Aermlein nach ihr aus; den Wolfram aber riß es auf die Kniee nieder: „„Bertha!"" rief er, „„das ist die wunderbare Frau, die Gnadenmutter, die unser Kind zur Taufe trug.""

Bertha verstummte vor freudigem Schreck. Die Frau aber wandte, ohne zu sprechen, ihre leuchtenden Augen voll Liebe zuerst auf Christine, dann auf Wolfram, und verschwand, nachdem sie nur wenig Augenblicke sichtbar geblieben. Die Erscheinung der wunderbaren Frau erfüllte alle mit höchster Freude. Aber warum zeigte sie sich denn gerade an diesem Tage? War es etwa, um Wolfram zu lohnen, der heute das Böse mit Gutem vergolten und somit die schönste That des Christen verübt hatte? Bertha wenigstens glaubte es, und es wird wohl auch so gewesen seyn.

Sechstes Kapitel.

Wolframs Sorgen.

Inmitten seines Glückes, geehrt und geachtet von seinen Nachbarn, umgeben von der Liebe eines treuen Weibes und einer hoffnungsvoll heranblühenden Toch-

ter, fühlte dennoch Wolfram eine Leere und Unzufriedenheit in seinem Herzen, die er sich selber nicht zu erklären vermochte und ihn gar oft in eine bittere Stimmung versetzte. Ach, das Menschenherz ist unersättlich, und Gold vermag am allerwenigsten seine Sehnsucht zu stillen. Mit einer Art Eckel und Verachtung blickte er zuweilen auf die Schätze seines Kellers; aber dennoch — wer sollte es glauben — hörte er nicht auf, sie zu vermehren, und Woche für Woche die Höhle zu besuchen. Er fühlte sich durch sein Gold bald angezogen, bald widerlich zurückgestoßen. Längst galt er schon bei Allen für den reichsten Mann im Lande. Das schmeichelte seinem Hochmuthe; aber er trachtete nach Höherem; ein höheres Ziel hatte er sich gesetzt, das er aber nicht so leicht erreichen konnte. Trotz seines Reichthums war und blieb er mit Frau und Kind der Leibeigene des stolzen Raimund, des Grafen von Mandenstein. Dieser hatte sich auch nicht durch die lockendsten Geldsummen bewegen lassen, Wolfram die Freiheit zu gewähren. Der schlaue, habsüchtige Graf schien ganz eigene Dinge mit dem steinreichen Leibeigenen vorzuhaben, und dieß erhielt Wolfram in einer beständigen und keineswegs grundlosen Furcht.

Auch das machte ihm Kummer, daß im Stillen mehr und mehr das Gerede unter dem Volke sich verbreitete, er hätte seinen Reichthum nicht auf ehrliche Weise gewonnen, und es treibe mit Wolfram ein böser Geist oder wohl gar der Satan selbst sein Spiel. Deßhalb zog sich mancher Rechtschaffene von ihm zurück, Andere gingen nur mit Furcht und verstelltem Zwang mit ihm um. Dieß that dem stolzen Manne ungemein wehe. Bertha klagte ihm, wie wenig Aufrichtigkeit und wie viele Scheu sie bei denen fände, die sie doch mit Wohlthaten überhäuft und mit allem Zutrauen behandelt hätte, und schüttelte bedenklich und zweifelnd den Kopf, als Wolfram die Schuld dieses auffallenden Betragens ihrem geheimen Neide beimessen wollte. Da wünschte er oftmals zurück seine Armuth im Hirtenstande, wo ein guter, ja der beste

Name ihm alle Thüren öffnete. Da ward ihm zu Zeiten seine Lage wahrhaft unerträglich, und mehr als einmal faßte er den Entschluß, Alles zu verkaufen und in die weite Ferne mit den Seinigen zu ziehen und dort ein neues Leben zu beginnen. Aber der böse Geist der Habsucht hielt ihn zu fest gepackt. Wo sein Schatz war, da war auch sein Herz; sein Schatz aber und sein Herz waren bei der geheimnißvollen Höhle, und von ihr vermochte er sich nicht zu trennen, wie oft und kräftig er auch den Vorsatz dazu erneuerte.

So war Wolfram einmal in der Nacht wieder zur Höhle gegangen und, wie schon öfters, mit dem festen Entschluß, es sollte dießmal das letzte, das allerletzte Mal seyn. Deßhalb hatte er den größten seiner Säcke mitgenommen, und gieriger als je denselben bis oben mit Goldkörnern angestopft. Ermüdet von der schweren Last, mußte er unterwegs unter einem Baume im Walde ausruhen. Aber hier überfiel ihn der Schlaf so, daß bereits die Sonne am Himmel stand, als er erwachte. Verdrüßlich rieb er sich die Augen; aber wie erschrak er, als er seinen Herrn, den Grafen Raimund, die Armbrust in der Hand, zur Seite zwei starke Hunde, vor sich stehen sah.

„Guten Morgen, Wolfram!“ begrüßte ihn der Graf mit einem ganz eigenen, schlauen Lächeln; „wie kommst Du denn so frühe schon hieher in den Wald?“

„„Ich habe nach Kräutern gesucht,““ stammelte dieser in höchster Verlegenheit und mühsam nach Fassung ringend, „„und da hat mich gar der Schlaf überrascht.““

„Also nach Kräutern hast Du gesucht? Wirklich, nach nichts Anderm, Wolfram?“ rief der Graf mit durchbohrendem Blicke; „sag' einmal, was enthält denn dieser Sack?“

Mit größtem Schrecken sah jetzt Wolfram, daß der übervolle Sack unten an der Naht zersprungen war, und einzelne Goldkörner bereits auf der Erde lagen. Der Graf ließ ihm keine Zeit, sich auf eine Ausrede zu besinnen. „Ich frage Dich ernstlich,“ fuhr er fort, und wies auf die Goldkörner, „sind das

Kräuter? Glaubst Du, mich täuschen zu können? Augenblicklich öffne den Sack!" Und er machte eine drohende Bewegung mit seinem breiten Jagdmesser.

Da mußte wohl Wolfram den Sack öffnen. Mit freudigen, gierigen Blicken sah der Graf, wie er von oben bis unten mit dem reinsten Goldstaub und schweren Körnern gediegenen Goldes angefüllt war.

„Und wie bist Du zu diesem Golde gekommen?" fragte er weiter.

Wolfram stockte; die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Der Graf aber faßte ihn mit kräftiger Hand bei der Schulter. „Ich frage Dich noch einmal, wie bist Du zu diesem Golde gekommen? sprich die Wahrheit; bedenke, daß Du in meiner Gewalt bist!"

„„Der Bach hier führt Gold,"" stammelte der Erschrockene; „„ich wusch es mühsam aus dem Schlamme heraus.""

„Gut," antwortete Graf Raimund mit einem höhnischen Lächeln; „ich will glauben, was Du sagst. Weißt Du aber nicht, daß Du dann ein Dieb bist? Mein gehört der Bach und sein Inhalt an Fischen, Muscheln, Kraut und Sand. Ein Dieb bist Du, der mein Eigenthum stiehlt, und jeden Augenblick kann ich Dich hängen lassen!"

„„Um Gotteswillen,"" rief Wolfram, der jetzt mit Entsetzen sah, in welche Gefahr die Lüge ihn gestürzt hatte; „„haltet ein, ich betheuere Euch bei allen Heiligen, ich habe das Gold im Bache hier nicht gefunden.""

„Du konntest das Gold im Bache hier nicht gefunden haben, Wolfram! denn nur zu gut weiß ich, daß er kein Gold mit sich führt. Elender Lügner! sprich', woher hast Du denn das Gold?"

Wolfram schlug entsetzt die Hände über das bleiche Angesicht, und eine wahre Todesangst befiel ihn. Durfte er denn sein Geheimniß entdecken ohne Erlaubniß der wunderbaren Frau? Konnte diese nicht seinen Verrath mit Verschließung der Höhle oder mit dem Verschwinden des Goldes bestrafen? Und wäre dieß nicht sein sicherer Tod gewesen? Auf der andern

Seite drohte und preßte der Graf ihn auf das peinlichste.

„Schon Deiner Lüge wegen," fuhr er den Zaudernden an, „hätte ich als Dein Herr das Recht, Dich in ein Loch zu werfen und zu züchtigen. Gestehst Du die Wahrheit nicht alsobald, so lasse ich Dich in meinem Schlosse in ein Loch werfen, wo Ratten und Schlangen Deine Gesellschafter und schimmlichtes Brod Deine Leckerbissen sind!"

Wolfram sah aus dieser Falle kein Entkommen. Von Schmerz und Angst zerrissen, bekannte er das Geheimniß der Höhle; nur die wunderbare Kraft des Ulmenzweiges, des Schlüssels zum Schatze, verschwieg er. So blieb ihm doch noch die Herrschaft über die Höhle, wenn auch ein Anderer von den Reichthümern derselben Kenntniß hatte. Mit ungläubigem Lächeln hatte der Graf ihm zugehört. „Das sind wahrhaft wunderbare Dinge," meinte er, „und der wäre ein Narr, der sie auf das bloße Wort glaubt. Jetzt gehe mit mir, Wolfram! sogleich gehe mit mir, und in meinem Beiseyn öffne die Höhle mit den Schätzen; nur dann werde ich Dir, der Du mich schon zweimal zu belügen versucht hast, Glauben beimessen."

Diese Worte waren mit einem solchen Ernste gesprochen, daß Wolfram, ohne sich zu weigern, sich zu dem sauren Gange anschickte, und nur den Vorschlag machte, den schweren Sack mit dem Golde einstweilen mit Laub zu verdecken, und dann im Rückwege wieder weiter zu tragen. Aber der Graf gebot ihm herrisch und voll Mißtrauen, den Sack zu nehmen; nur so sey er gewiß, daß er ihm nicht entlaufen würde. Bei solchen Leuten, wie er, die mit den Geistern Umgang hätten, sey keine Vorsicht zu viel, obgleich seine Hunde und sein sicher treffender Bolz ihm wenigstens einige Hindernisse beim Entlaufen in den Weg legen könnten. Seufzend lud Wolfram den schweren Sack auf seine Schultern, und verwünschte seine Habsucht, die ihn — zu seinem großen Schaden — verleitet hatte, den Sack zu überfüllen, und ihn so dem Grafen in die Hände zu liefern. Der Graf gebot ihm, voraus-

zugehen, und ließ ihn nicht aus den Augen. Wolfram aber ward es weher von Schritt zu Schritt; immer schwerer drückte ihn der Sack, immer stechender sein böses Gewissen. Als er nun die Felsenwand erreicht hatte, da sank er ächzend zusammen. Der Graf erschrak, wischte ihm den Schweiß von der Stirne, und gab ihm Wein aus seiner Jagdflasche zu trinken. Wolfram erholte sich in etwas. Nach allen Seiten blickte er umher, ob die Gevatterin sich nicht zeige oder ihm sonst auf irgend eine Weise Hilfe sende. Allein er sah nichts als düstere, aschgraue Wolken, die sich zu einem Sturm zusammenballten, und sein Ohr vernahm nur das heisere Rauschen der Winde, welche die Bäume des Waldes schüttelten und das Laub der Aeste nach allen Seiten zerstreuten. Wolfram sah sich in der Gewalt des grausamen Mannes, und nichts blieb ihm übrig, als die Höhle zu öffnen. Aber so leichten Kaufes wollte er es nicht thun; auch der Graf sollte seinerseits ihm Vergünstigung bewilligen.

„„Herr!““ begann er, „„hier ist die Höhle, aus der ich mein Gold geholt; hier ist Gold genug, daß Ihr alle Grafschaften des heiligen römischen Reiches erkaufen möchtet. Aber könnt' Ihr verlangen, daß ich Euch umsonst die Schätze überlasse, die sonst ganz allein und ungetheilt mein gehört hatten? Sagt, welchen Lohn habt Ihr für den, der Euch zu dem reichsten Manne der Erde macht?““

„Ein Dienst ist des andern werth,“ erwiederte der Graf, „und Du sollst mich nicht karg finden; sage gerade heraus, was verlangst Du als Entgelt?“

„„Nehmt hinweg von mir die Leibeigenschaft; macht mich mit Weib und Kind zu freien Leuten,““ sprach Wolfram.

„Es sey!“ erwiederte der Graf nach kurzem Besinnen; „Du und die Deinen, Ihr sollt frei seyn.“

„„Für das Andere versprecht Ihr mir mit den heiligsten Eidschwüren, Niemanden, sey es auch wer es wolle, nicht Vater oder Mutter, nicht Frau oder Kind, je das Geringste von den Schätzen der Höhle verrathen zu wollen,““ fuhr Wolfram fort.

Der Graf that, wie Wolfram verlangt hatte; mit einem fürchterlichen Schwur gelobte er, Wolfram und die Seinigen auf ewig frei zu lassen, und das Geheimniß zu bewahren. Während der Graf den Schwur leistete, hatte Wolfram still und unbemerkt den Ulmenzweig um seinen Stock gewunden, so daß es den Anschein hatte, als hätte nicht der Zweig, sondern der Stock die Wand berührt.

Dem Grafen wie Wolfram pochte das Herz in Erwartung und Furcht; mit einem Ausrufe des Erstaunens und Entzückens sah der Graf, wie die Wand sich spaltete, und aus der dunkeln Höhle die Goldkörner in großen Haufen aufgeschüttet, wie Lichtfunken ihnen entgegenstrahlten. Er folgte Wolfram in die Höhle, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als seine Jagdtasche mit Goldkörnern anzufüllen. Wo er nur immer ein Täschlein oder eine Falte in der Kleidung fand, das ward benützt und mit dem kostbaren Metalle beschwert. Stumm und mit verbissenen Grimme sah Wolfram zu, wie der habsüchtige Graf mit gierigen Händen in dem Goldhaufen wühlte; er selber berührte kein Körnlein. Als nun Graf Raimund sich hinlänglich mit Gold vollgefüllt hatte, so daß ihn das Gewicht desselben sogar am Gehen hinderte, verlangte er, die Höhle zu verlassen. Wolfram öffnete sie. Mit blitzenden Augen hob der Graf nun die Jagdtasche, die heute eine Beute trug, wie niemals so köstlich, und wägte sie prüfend, drückte dann unter Ausrufungen der Freude und Verwunderung Wolfram die Hand, und verlangte dann zu wissen, durch welche Mittel dieser die Höhle öffne. Allein wie klug und schlau der Graf auch fragte, Wolfram ließ sich nicht überlisten, und nichts merken von der wunderbaren Kraft des Ulmenzweiges. Er äußerte bloß, daß die Höhle sich nur ihm und keinem Andern erschließe; wie dieß eigentlich zuginge, wisse er selber nicht, und es möge wohl eine Gabe der wunderbaren Frau seyn. Indessen wäre er allezeit bereit, so oft es sein Herr wünsche und befehle, ihm die Höhle zu öffnen und den Zugang zu den Schätzen zu erschließen.

Aber der Graf ließ sich nicht so leicht täuschen; er schien Wolframs Worten wohl Glauben beizumessen, aber im Innern seines Herzens war er überzeugt, daß dieser ein geheimes Mittel zur Oeffnung der Höhle haben müsse, und er nahm sich vor, es ihm sobald als möglich, entweder im Guten oder im Bösen, abzulocken. Vorläufig heuchelte er gegen Wolfram die wärmste Dankbarkeit. Er gab ihm und seiner Familie die Freiheit, er machte sein großes Anwesen frei von allen Abgaben und grundherrlichen Lasten, und so konnte Wolfram, jetzt kein Leibeigener mehr, mit größerm Glanze auftreten, und ohne Anstoß zu erregen, seinen Reichthum überall zeigen und genießen. Der Graf zog ihn in seine Gesellschaft, lud ihn zu Gaste, und zeichnete ihn auffallend vor den Andern aus. Gar oft kam er mit Ludmilla, seiner Gattin, und Adalbert, seinem einzigen Sohne, von der Burg herab, und nahm Einkehr in Wolframs, auf das stattlichste hergerichtetem Maierhofe. Da bot dann Bertha, die sich durch solchen Besuch auf das höchste geehrt fühlte, Alles auf, solch' hohe Gäste auch würdig zu bewirthen. Ludmilla, so stolz sie sonst war, schien Gefallen zu finden an Bertha, der guten, vielgeprüften und deßhalb auch erfahrenen Frau, und liebte ein Gespräch mit ihr, während Adalbert mit Christine in dem Garten spielte und sie bald vor allen andern Gespielen liebgewann. Seinerseits luden auch der Graf und die Gräfin den Wolfram mit Bertha und Christine auf ihr Schloß, und es entspann sich zwischen ihnen bald ein freundschaftliches Verhältniß. So schien es wenigstens. Man kann denken, daß eine scheinbar so innige Verbindung zwischen Wolfram, der noch vor kurzem die Schafe getrieben, und dem stolzen Grafen in der ganzen Umgegend das höchste Aufsehen erregte. Das geht nicht mit rechten Dingen zu, meinte der Eine; der Wolfram muß den Grafen verzaubert und verhext haben. Andere flüsterten: der Schlauere ist doch der Graf. Nicht umsonst zieht er den reichen Wolfram an sich; er wird den

Goldvogel rupfen, und wenn er die Federn hat, ihn mit Schanden und Schaden davon jagen.

Die Gedanken der Letztern waren auch die des Wolfram; hätte er ja sonst blind seyn müssen! Deßhalb ward ihm der Umgang mit dem Grafen peinlicher von Tag zu Tag. Mehr als tausendmal verwünschte er das unselige Zusammentreffen in dem Walde, ja seinen Reichthum selbst. Nur zu deutlich sah er ein, daß die Freundschaft des Grafen nur Heuchelei sey und er mit ihm spiele, wie die Katze mit der gefangenen Maus. Die Galle wollte ihm überlaufen, wenn die arglose Bertha die Güte und Milde des Grafen pries, der sich bis zu ihnen herablasse. Aber sagen durfte er nichts, jetzt noch weniger als früher. Wolfram war zwar keineswegs der Leibeigene des Grafen mehr, allein er war nun in eine ungleich drückendere Abhängigkeit von ihm gekommen; er wußte ja sein Geheimniß und daran hielt er ihn fest, wie an einer stählernen Kette. So oft es dem Grafen beliebte, mußte er — Tag und Nachts — mit ihm zur Höhle gehen, und für ihn den steilen Schloßweg die schweren Goldsäcke heimlich in der finstern Nacht hinaufschleppen. Während er so das Lastthier des argwöhnischen Grafen war, der niemand Andern, aus Furcht der Entdeckung, dazu gebrauchen wollte, mußte er immerfort auf der Hut seyn, die Kraft des Ulmenzweiges nicht zu verrathen, was eben nicht leicht war; denn bei dem Oeffnen der Höhle war der Graf ganz Auge und Ohr. So ward ihm das Bündniß und der Umgang mit dem tückischen Grafen von Tag zu Tag eine größere Pein und Marter. Einmal traf er wirklich Anstalt, in der Stille mit Frau und Kind den Ort seines Reichthums, aber auch seiner Qual zu verlassen. Doch der schlaue und mißtrauische Graf hatte Wolfram zu gut bewacht. Umsonst war seine Ausflucht, er hätte nur auf einige Tage die frühere Heimath besuchen wollen. Aber der Zorn des Grafen war furchtbar und drohte ihm Gefängniß und Tod. Es ging lange her, bis Wolfram ihn wieder besänftigen konnte, und mit ver-

doppeltem Fleiß und Schweiß mußte er nun zur Höhle gehen und mit den Goldstücken die Keller des Grafen füllen, dessen Habsucht unersättlich schien. Das war Wolframs Glück! Das war der Segen, den ihm der Reichthum gebracht hatte!

Siebentes Kapitel.

Des Grafen Tücke und Strafe.

So war ein Jahr vergangen, und Wolfram hatte ausgehalten; aber wie ein Hund, der an der Kette liegt und sie nicht sprengen kann. Der Frühling mit all' seiner lieblichen Anmuth war wieder gekommen, allen zur Freude, und nicht zur geringsten dem Grafen Raimund, der in dem dicken Schnee und der Eiseskälte des strengen Winters ein recht unliebes Hinderniß in dem Besuche der Höhle gefunden hatte. Jetzt aber, wo die Frühlingssonne den Schnee und das Eis von Thal und Hügel hinweggebrannt und die Wege wieder gangbar gemacht hatte, eilte er, mit Wolframs Hilfe das Versäumte wieder gut zu machen und die Höhle möglichst oft zu besuchen. Daselbst waren neue Schätze von Gold aufgehäuft, und das Herz schwoll dem habgierigen Grafen vor Freude bei ihrem Anblicke, und mit der ganzen Gier des Geizes trachtete er, die Haufen Goldes in seine Keller zu schaffen. Wolfram mußte, wie gewöhnlich, seinen Lastesel machen, mußte zufrieden seyn, wenn der Graf von zehn Goldsäcken einen ihm überließ.

So saßen eines Tages Wolfram und Graf Raimund auf dem Söller des Schlosses. Es war ein herrlicher Morgen, und sie ruhten aus von der Arbeit der Nacht; denn sie hatten während derselben Gold aus der Höhle nach dem Schlosse gebracht. Den besten Wein ließ der Graf aus seinem Keller bringen, und ermunterte Wolfram durch freundliche Zusprache und eigenes Beispiel, zu trinken. Nie hatte ihn Wolf-

ram heiterer und fröhlicher gesehen, als heute. Des Grafen gute Laune, die Kraft des Weins, die Schönheit des erquicklichen Morgens schienen auch auf Wolfram zu wirken. Seit langer Zeit erwärmte wieder einmal ein Strahl von Freude sein finsteres Gemüth. Zu dieser Heiterkeit trug nicht wenig der Anblick seines so gesund und anmuthig aufblühenden Töchterleins bei, die er vom Söller herab in dem Garten mit Adalbert spielen sah; sie war ihm mit Magdalena, der Kindsfrau, entgegen gegangen, und band mit Adalbert, ihrem Gespielen, Sträuße von Blumen für Vater und Mutter. Da tönte auf einmal ein Klageruf zum Söller hinauf. Es war Adalbert, welcher mit Magdalena zankte, daß sie, nach dem Geheiß der Mutter, seine Gespielin so bald schon nach Hause führen wollte.

„Ei," begann der Graf, „lassen wir doch die Kinder länger beieinander; sieh', Wolfram! wie sie aneinander hangen. Lassen wir sie doch noch länger miteinander spielen."

„„Herr, wie es Euch gefällt; doch mein' ich, es wäre wohl gut, wenn sie sich schon bei Zeiten trennen lernten,"" antwortete Wolfram; „„denn die Wege Eueres Sohnes und meiner Tochter gehen nicht miteinander.""

Der Graf blickte ihn scharf an. „Warum müssen sie denn gerade auseinander gehen, können sie denn nicht miteinander gehen?" fragte er mit feinem Lächeln. „Höre, Wolfram, ich habe da ganz eigene Gedanken!"

„„Was meint Ihr, Herr?""

„Du bist bereits ein freier Mann, und übertriffst an Reichthum alle Edelleute weit und breit; den Adel Dir vom Kaiser zu verschaffen, das wäre wohl nicht schwer."

Da rötheten sich die Wangen Wolframs, seine Augen blitzten; der Graf hatte die geheimsten Gedanken seines Herzens errathen und ausgesprochen.

„„Ihr scherzt, Herr,"" begann er mit sichtbarer Bewegung; „„wie sollt' ich mich solcher Dinge vermessen? Wie wäre es möglich, daß —""

„Dafür laß mich sorgen. Was machte denn die Fugger, was die Welser zu Adeligen, als ihr Gold? Hast Du dessen nicht mehr, als sie? Du meinst, die Wege unserer Kinder möchten auseinander gehen; ich aber sage Dir, sie sollen, sie müssen beieinander bleiben. Sie müssen es um unseres Geheimnisses willen. Oder soll es mit uns zu Grabe gehen? Soll es nicht bleiben in unserer Familie wie ein Erbgut, und Kinder und Kindeskinder bewahren vor der bittern Armuth und sie reicher machen, als die Reichsten der Erde? Gewiß, Wolfram! Du vermagst es, die Macht, die Höhle zu öffnen, auch Andern mitzutheilen.“

Wolfram zögerte mit der Antwort. Der Graf aber ließ nicht nach. „Kannst Du,“ so betheuerte der Graf, „Deiner Tochter diese Macht verleihen, so ist sie auch mein Kind, die Braut meines Sohnes, und Gräfin zugleich.“ Eine Fluth von Schmeichelworten strömte von den Lippen des schlauen Grafen, die reizendsten Aussichten eröffnete er den Augen des ehrgeizigen Wolfram, dessen Vaterherz höher schlug bei dem Gedanken, seine Tochter als Gräfin, als Beherrscherin so herrlicher Güter, die sein Gold mehr denn zehnfach vermehren konnte, zu sehen. Der hinterlistige Graf erreichte seinen Zweck in so weit, daß er gestand, er vermöge das Mittel auch Andern mitzutheilen; doch nur seiner Tochter würde er es eröffnen. Mehr wollte er nicht bekennen, und für dießmal hatte der Graf auch genug. Mit den kräftigsten Betheuerungen seines Wohlwollens für ihn und sein Töchterlein entließ er Wolfram. —

Wolfram aber bereute schon im Nachhausegehen sein unvorsichtiges Geständniß, zu dem ihn Hochmuth und der übermäßige Genuß des Weins verleitet hatten. Ueber kurz oder lang — das sah er voraus — würde ihm der Graf auch den Rest seines Geheimnisses — die Schlüsselkraft des Ulmenzweiges entlocken und Alles aufbieten, sich in dessen Besitz zu setzen. — Und dann, was stand ihm dann bevor? Daran mochte er gar nicht denken! Als er nun unter solchen Sorgen den Mandenstein hinabstieg, rief er plötzlich

aus: „O wunderbare Frau! wie sehr hattest Du Recht! O fluchwürdige Thorheit und Verblendung! Ich konnte die herrlichsten Gaben erwählen, und ich stieß mir mit dem Reichthum ein glühendes Eisen in das Herz!"

Böse Ahnungen kamen jetzt über ihn, und eine Seelenangst peinigte ihn, daß er fast erkrankte. So oft er in das schadenfroh lächelnde, spöttische Antlitz des Grafen schaute, meinte er einen Judas zu sehen, und jedes seiner Schmeichelworte, jede seiner Verheißungen erschien als Lüge, die ihm nur um so sicherer sein nahes Verderben verkündigte. Mit größter Kümmerniß gewahrte Bertha sein geheimes Leiden. „Ach, Wolfram!" klagte sie öfters, „was ist es mit Dir? Wie ein Nachtgespenst schleichst Du umher! Sage mir doch, was Dir fehlt?" Und Wolfram aber sprach dann: „„Sey getröstet, Bertha! es wird vergehen!"" Aber der alte Kummer blieb und fraß nur um so tiefer hinein. Stundenlang saß Wolfram, die düstere Zukunft erwägend, still und schweigsam da; oftmals ließ er die besten Speisen unberührt stehen, und der bleiche Gram grub tiefe Furchen in sein Angesicht. Da seufzte Bertha: „Wir sind reich geworden, und haben Alles in Hülle und Fülle, und doch ist kein Segen bei uns. In unserer Armuth, als Du die Heerde austriebst und ich beim Spinnrad saß, da waren wir viel vergnügter als jetzt, wo wir wie in einem Schlosse wohnen und Wein trinken!"

Der Graf machte, wie Wolfram ganz richtig vorhergesehen hatte, häufige Versuche, bald im Guten, bald im Bösen, bald durch List, bald durch schreckliche Drohungen, das letzte Geheimniß ihm abzudrängen, und dieser hatte Mühe und Noth genug, sich des ungünstigen Drängers zu erwehren. Wie ein Vampyr hatte sich der Graf an den unglücklichen Wolfram gehangen, und saugte ihm das beste Blut, die Freude und den Frieden aus dem Herzen. — War es denn ein Wunder, daß Wolfram zuletzt ernstlich erkrankte? Graf Raimund war jetzt auf das höchste und nicht bloß zum Scheine besorgt. Wolfram durfte nicht

sterben, bevor er ihn nicht durch Mittheilung seines Geheimnisses zum Herrn der Schätze der Höhle gemacht hatte. Auf das lebhafteste drang er in den Schwerkranken, es ihm zu entdecken; nicht seinetwegen, sondern zum Besten seiner Tochter Christine sollte er doch einmal das hartnäckige Stillschweigen brechen. „Stirbst Du," mahnte der Graf, „wer hat größern Schaden, als Deine Tochter? Die Höhle wie mein Schloß bleibt ihr verschlossen, verschlossen durch Deine Halsstarrigkeit!" Da siegte die Vaterliebe in Wolframs Brust, und er gestand die geheimnißvolle Kraft des Ulmenzweiges. Sorgsam hatte er ihn gleich bei dem Beginne der Krankheit verborgen, und nichts in der Welt konnte ihn bewegen, ihn herauszugeben. Stürbe er, so behauptete er, dann würde der Graf ein untrügliches Zeichen finden, das ihm zu dem Ulmenzweige verhülfe.

Wolfram aber starb nicht; wider Erwarten überstand seine kräftige Natur den heftigen Fieberanfall, und er kam bei der liebreichen Pflege Berthas, die nicht ermüdete und gar oft des Tages die hilfreiche Frau Gevatterin anrief, bald wieder zu Kräften. Wer möchte die Freude Berthas, wer den Jubel Christinens beschreiben! Auch dem Grafen war es lieb, daß der Wolfram mit dem Leben davon kam. Für diesen Fall hatte der tückische Mann seinen Entschluß bereits gefaßt. Mit Ungeduld erwartete er den Zeitpunkt, wo Wolfram wieder so weit erstarkt war, daß er die Höhle besuchen konnte. Mit schwerem Herzen und schwarzer Ahnung machte sich Wolfram mit dem Grafen auf den Weg, und zog, als er zur Felsenwand gekommen, den sorgsam verborgenen Ulmenzweig hervor. Der Graf verlangte den wundersamen Zweig näher zu betrachten. Wolfram, wie in böser Ahnung, zögerte. Da riß ihm der Graf mit einem Fluchworte den Zweig aus der Hand, und rief mit einer Donnerstimme:

„Du falscher Gesell! willst Du mir noch länger trotzen? Meinst Du noch länger mich zu betrügen und das vorzuenthalten, was auf meinem Grunde

steht? Was in der Höhle ist, das ist mein Eigenthum! Ein Dieb bist Du an meinem Hab und Gut, und dafür sollst Du die Strafe erleiden!"

Bei diesen Worten warf er Wolfram, der vor Schrecken wie erstarrt war, nieder, und stach ihm, ungerührt durch sein Schreien und Flehen, die Augen aus; dann band er ihn an die Ulme, wo das Bild der Mutter der Barmherzigkeit war. Jetzt eilte er zu der Felsenwand, und berührte sie mit dem Ulmenzweige, den seine von dem Blute seines Schlachtopfers gerötheten Hände färbten. Und die Höhle öffnete sich vor ihm, wie vor Wolfram. Voll Jubel trat der Grausame in die Höhle, die sich aber sogleich mit einem Klange, der einem heiseren Hohngelächter glich, hinter ihm zuschloß. —

Wolfram aber schrie draußen in seinem Jammer nach Hilfe, und Niemand hörte ihn. Seine Pein ward immer heftiger, und der wie Feuer brennende Schmerz raubte ihm fast die Besinnung. Mit der Kraft der Verzweiflung zerriß er die Stricke, sein Schicksal und die verderbliche Gabe verwünschend; Nacht vor seinen Augen, Finsterniß in seinem Herzen, stürzte er hinein in den Wald und zerschlug sich Kopf und Glieder an den Bäumen. „O wie sehr hattest Du Recht, Du wunderbare Frau!" klagte er; „mein Verderben war es, was ich verlangte. Du warntest mich, und ich Verblendeter hörte nicht! Jetzt verstehe ich wohl, was Du prophezeitest. Die Augen des Geistes sind Dir blind geworden, und jetzt wird bald Blindheit auch das leibliche Auge treffen. O, furchtbare Worte! sie sind jetzt erfüllt. Blind bin ich, blind auf immer!"

So rannte der Unglückliche, von seinen Schmerzen zerrissen, hin und her, und kam an das Gestade des reißenden Wassers. Es war, als riefe ihm sein Rauschen, sich hineinzustürzen, und den Brand seiner Schmerzen darin zu löschen. „Ja, nur der Tod kann mich erlösen;" sprach er in seiner Verzweiflung, und er wollte sich hineinstürzen. Sieh', da fühlte er sich plötzlich von einer starken Hand ergriffen, und eine

ernste Stimme rief ihm zu: „„Willst Du voll machen das Maaß Deines Jammers? Glaubst Du, Unglücklicher! daß Wasserfluth Deine Schmerzen fühlt, daß Selbstmord vor Deiner Marter Dich errettet? Warum klagst Du die Gabe an, die Du verlangtest, warum nicht Dich selbst? Hättest Du des Reichthums Gabe gebraucht im Geiste der Weisheit und Demuth, im Geiste der Liebe und Barmherzigkeit, eine Quelle des Segens für Dich und Deine Nächsten wäre sie geworden. Deine Unersättlichkeit, Dein Hochmuth hat Alles verdorben! Ach, wie oft bat ich Dich, doch einmal ein Genüge zu haben, und die gefährliche Gegend zu lassen, wo der Feinde so viele auf Dich lauerten? Nicht meinen Worten, nicht meinen Bitten hast Du Gehör gegeben!““

Erschüttert war Wolfram zur Erde gesunken und breitete die Hände aus, die Kniee der hohen Frau zu umfassen. „O mächtige Frau! nicht meine Sünde, meinen Jammer steh' an mit Deinen milden Augen! O hilf! verlasse mich nicht, Du mein einziger Trost! o nimm hinweg von mir den Reichthum, nur gib mir wieder das Licht meiner Augen, laß mich wieder Hirt werden, und den Frieden in mein armes Herz zurückkehren!“

„„Du erntest nur ein, was Du ausgesäet hast,““ fuhr die wunderbare Frau fort. „„Wohl Dir, Wolfram! wenn Dir die Augen des Geistes sich erschließen; wohl Dir, wenn Du mit Aufrichtigkeit nach Armuth verlangest! In Reichthum und Hoffart wärest Du von Tag zu Tag tiefer gesunken, wärest Du zu Grunde gegangen. Die Erbarmung des Herrn hat es zugelassen, daß Du also gezüchtiget wurdest; denn nur so kann sich Dein Herz von dem Götzen des Reichthums abwenden, und wieder ein Eigenthum des Herrn werden und seines Segens genießen.““

Und ernst und kräftig, und doch so liebreich und trostvoll sprach die hohe Frau zu ihm, daß Wolframs tiefgebeugtes Gemüth sich wieder aufrichtete und er demüthig ausrief: „Der Wille des Herrn geschehe an mir! Ich küsse die Hand, die mich züchtigt; möge

sie die schwere Wunde, die sie mir geschlagen hat, auch wieder heilen, wenn ich einstens genugsam gebüßt haben werde!"

„„Groß ist die Huld des Allerhöchsten,"" sprach die wunderbare Frau. „„Wisse, Wolfram! es lebt Jemand auf Erden, welchem der Herr die Macht verliehen, Dir wieder das Licht zu geben!""

„O Gott der Erbarmung!" rief Wolfram mit jenem Entzücken, das nur ein Blinder empfinden kann, dem man die Erlösung aus seiner Nacht mit Gewißheit verheißt, „o sagt doch, wo lebt er? O heilige Frau! führt mich hin zu ihm und helft mir bitten!"

„„Deine Tochter ist es,"" antwortete diese. „„Deine Tochter allein kann Dir das Augenlicht wieder verschaffen. An jenem Tage, wo ich Dein Kind zur heiligen Taufe trug, durfte ich Dir und ihr einen Wunsch erfüllen. Am fünfzehnten Jahrestage ihrer Taufe darf Christine ihren Wunsch aussprechen, und ich werde ihn ihr gewähren; und sehend wirst Du, wenn sie darum bittet.""

So sehr es Wolfram freute, daß er wieder sehend und zwar durch seine Tochter sehend werden sollte, so sehr schlug es ihn auf der andern Seite nieder, als er vernahm, daß er noch fast acht Jahre den bittern Jammer der Blindheit tragen müsse. Doch auch diesen Schmerz überwand er und rief ergeben aus: „Der Name des Herrn sey gebenedeit, und gepriesen seine unverdiente Huld!"

„„Weil Du nun im Leiden die Gerechtigkeit und Gnade des Herrn erkennst, und Deine Schmerzen mit Bußfertigkeit und Ergebung erträgst, so darf ich Dir einen großen Theil Deiner Pein hinwegnehmen. Wolfram, danke dem Herrn!"" Und die edle Frau hauchte in seine Augen, und die Pein, welche wie Feuer in ihnen brannte, verschwand augenblicklich wie die blutige Röthe, und die Wunde heilte zu, daß nicht einmal eine Narbe davon zu sehen war. Darauf führte ihn die hohe Frau mit liebreicher Sorgfalt nach Hause. Niemand sah sie; nur Wolfram fühlte, daß sie ihn leite; nur er vernahm ihre süßen Worte, mit denen

sie ihn zum Vertrauen und zur Geduld ermunterte, ihm aber auch zugleich verkündigte, daß der Kelch seines Leidens noch nicht geleert sey.

„O schütze mich, heilige Frau!“ seufzte der Blinde und zuckte erschreckend zusammen. „O schütze mich vor der Tücke meines Feindes, des grausamen Grafen; ich ahne, daß sein Haß gegen mich noch nicht befriedigt ist!“

„„Vor dem Grafen fürchte Dich nicht, denn er ist bereits gerichtet,““ rief die wunderbare Frau mit feierlicher, erschütternder Stimme, legte noch einmal segnend die Hand auf Wolframs Haupt und verschwand.

Drinnen in der Höhle saß der Graf auf einem Goldhaufen, und weidete sein gieriges Auge an den Schätzen, die nun ganz allein ihm gehörten. Zu Zeiten drang ein Schrei seines Schlachtopfers durch die Felsenwand herein, aber nicht in das Herz des verhärteten Habsüchtigen. Als er sein Auge genugsam geweidet und die Taschen mit Gold bis zum Zerreißen vollgefüllt hatte, dachte er an die Heimkehr. Er nahm den Ulmenzweig und berührte damit die Wand. Aber wie groß war sein Schrecken, als die Wand trotz des öftern Berührens sich nicht öffnen wollte, sondern starr und fest, wie ein Eisenthor, geschlossen blieb. Seine Haare sträubten sich. Bleicher, als das Kalkgestein des Felsens, rannte er umher, und berührte jede Stelle der Höhle, abwechselnd Gebete und Flüche murmelnd, mit dem Zweige, auf daß sie sich einmal öffne. Vergebens! Eine furchtbare Ahnung stieg in ihm auf, und die Angst seines erwachten Gewissens marterte ihn mit einer Glut, daß brennendes Feuer wie kühlender Thau dagegen erschien. Er hatte dem unglücklichen Wolfram eine Grube gegraben, und war selber hineingefallen. Verzweiflung ergriff ihn; er rannte wüthend gegen die Wand und konnte sie nicht durchbrechen. Er heulte und brüllte, wie der Wolf des Waldes, der in einer Falle sich gefangen. Er schrie um Hilfe, und nur das Echo der Höhle antwortete ihm, und es klang ihm wie das heisere Lachen böser Geister, die ihn hie-

her verlockt, und an seiner Marter Gefallen hätten! So verflossen mehrere Tage, und an jedem Tage stieg seine Pein. Oefters versuchte er zu beten — er konnte nimmer — jeder gute Gedanke schien von ihm gewichen zu seyn. Des Hungers und Durstes Qual marterte ihn, wie mit Feuerkrallen. Zuletzt verlor er das Bewußtseyn und verfiel in Wahnsinn. Da meinte er glühende Flämmlein aus dem Felsen steigen zu sehen; sie umgaben ihn, sie höhnten ihn, und hielten ihm strafend die Lasterthaten seines Lebens vor. Sie brachten ihm in goldenen Gefäßen die köstlichsten Speisen und Getränke. Wie süß und lieblich war ihr Duft! Als er aber gierig darnach haschte, so waren die Speisen festes, die Getränke flüssiges Gold! — Doch genug! Das Ende des Grafen Raimund war ein furchtbares, und die Schrecken der strafenden Gerechtigkeit Gottes hatten sich über den Elenden in vollem Maaße ergossen.

Achtes Kapitel.

Die Tage des Unglückes.

Mit welchem Jammer Bertha und Christine den geblendeten Vater empfingen, kann jedes Herz leicht ermessen. „Klagt und weint mir nicht zu sehr," tröstete Wolfram. „Wohl habt Ihr Recht, das Unglück ist groß; aber Bertha! ich fürchte sehr, ich habe es verdient. Vertraut mit mir auf den Herrn. Ich habe ja die feste Hoffnung, es wird einstmals diese Blindheit von mir hinweggenommen. Bertha, mein Weib! Christine, mein Kind! bis dahin betet, hoffet und leidet mit mir!"

Acht Tage blieb Wolfram zu Hause und ließ sich vor Niemanden sehen. Bertha wollte wissen, wer ihm doch die so schreckliche Unbild zugefügt hätte. Wolfram zögerte lange mit der Antwort; endlich auf ihr öfteres Andringen gestand er ihr, es hätte der Graf

ihn geblendet. Den wahren Hergang der Sache verschwieg er ihr auch jetzt noch und gebot ihr, Niemanden, sey er wer es wolle, auch nur ein Wörtlein von dem Thäter zu entdecken. Darüber entsetzte sich Bertha noch mehr; ihr reines Gemüth hatte schon lange die Tücke und Bosheit des Grafen erkannt, aber solcher Grausamkeit hatte sie ihn doch nicht für fähig gehalten. Jetzt gerieth sie in die größte Angst, es möchte der wilde Mann seine Bosheit noch weiter treiben, und sich an der Freiheit, oder wohl gar am Leben Wolframs vergreifen. Hierauf suchte sie dieser auf das kräftigste zu beruhigen. Daß der Graf ihm nicht schaden würde, dafür bürgte ihm das Wort der wunderbaren Frau, und noch klang ihre Rede: „Er ist gerichtet!" schauerlich ernst in seinen Ohren. Wer aber hatte das Gericht vollzogen? Und was war seine Strafe gewesen? Darüber empfand Wolfram große Sorge, wie auch über das Wort der erhabenen Frau, er hätte den Kelch des Leidens noch nicht ganz getrunken.

Dieß erfüllte sich bald. Im Schlosse gerieth Alles in Unruhe wegen des unerklärlich langen Ausbleibens des Grafen. Ueberall sandte man Boten aus, keiner brachte eine sichere Spur von ihm zurück. Einer, welcher vor der Höhle vorbei kam, glaubte ein Winseln wie von einem Menschen zu hören. Als man aber an der Felsenwand und in der Nähe Untersuchungen anstellte, war dasselbe bereits verstummt, und man entdeckte nur Spuren von Blut, von jenem Blute, welches der Graf an Wolfram selber vergossen, und es galt für ein Zeichen, daß der Graf entweder von Mördern getödtet oder von wilden Thieren zerrissen worden sey. Das Erstere schien glaublicher, und man bot Alles auf, die Mörder ausfindig zu machen. Natürlich forschte man auch bei Wolfram nach, der mit dem Grafen so vertraulichen Umgang gepflogen. Doch hatten die Beiden ihre meist nächtlichen Gänge zur Höhle so heimlich und klug angestellt, daß davon niemals etwas ruchbar geworden. Wolfram selber verlangte mit größter Spannung zu

wissen, was aus dem Grafen geworden, namentlich ob er heimgekehrt wäre. Als man ihn nun über den Grafen befragte, wies er auf seine Augen, und sprach mit Bitterkeit: „Was fragt Ihr einen blinden Mann? Ich, Gott ist mein Zeuge, ich habe ihm nichts gethan! Ich weiß nicht, was aus dem Grafen geworden ist; aber das weiß ich, daß er mir mit seinem Dolche die Augen ausgestochen hat!"

Diese Worte Wolframs setzten Alle in das größte Erstaunen. Jeder hatte darüber eigene Muthmaßungen. Ludmilla, die Gräfin, ließ Wolfram selber zu sich auf das Schloß entbieten, und forschte ihn aus. Standhaft blieb Wolfram bei seiner Behauptung, es hätte ihn der Graf vielleicht aus Neid und geheimem Zorn der Augen beraubt. Mehr bekannte er nicht, auch dann nicht, als die Richter des Gaues sich versammelten, und ihn befragten. Weder List und Schlauheit, noch Drohung und Gewalt konnten ihm sein Geheimniß entlocken. Es half ihm aber doch nichts, daß er mit Eiden betheuerte, er wisse nicht, was aus dem Grafen geworden, und er selber hätte ihm nicht das mindeste Leid, wohl aber des Guten gar viel erwiesen. Die Gräfin und die Richter des Gaues beschlossen, ihn in den Thurm zu werfen, bis er vollkommen gestände, oder er sich erklärlich von allem Verdachte wegen des Grafen zu reinigen vermöchte. Als nun die Schergen den Wolfram banden und ihn über die enge Treppe des Thurmes in ein Loch hinabschleppten, da seufzte er auf: „O wunderbare Frau, jetzt verstehe ich gar wohl Dein Wort! Das ist der Kelch des Leidens, den ich nun austrinken muß; das Alles ist die Frucht meines unseligen Gelüstens nach Reichthum! Graf Raimund verschwunden und gerichtet, und ich in Ketten und Banden, wie ein todeswürdiger Verbrecher!"

Dieser neue Schlag, obwohl nicht unerwartet, traf Bertha auf das schmerzlichste. Sie warf sich zu den Füßen der Gräfin und flehte mit herzzerreißendem Jammer um die Freiheit ihres Mannes. Die harte, stolze Frau, welche noch vor kurzem sie mit Wolfram

an ihren Tisch geladen und Geschenke von ihnen angenommen hatte, würdigte sie jetzt kaum des Anblickes. „Ich verwünsche die Stunde, wo Euer Mann den Fuß über die Schwelle dieses Schlosses gesetzt hat, und nicht eher wird er es verlassen, bis seine Unschuld heller ist, als der Tag!“ Umsonst bot Bertha, die treue Gattin, den größten Theil ihres Vermögens als ein Lösegeld für Wolframs Befreiung, umsonst war auch ihr Flehen, ihn sehen zu dürfen, umsonst die Thränen Christinens, die auf den Knieen mit gefalteten Händen für den Vater bat! Als sie mit gebrochenen Herzen die Zimmer der Gräfin verließen, nahte sich ihnen an der Pforte Junker Adalbert.

„Christine!“ sprach er mit bekümmerter Miene, „ich weiß nicht, warum die Mutter zürnt und Deinen Vater im Thurme eingesperrt hat. Christine!“ flüsterte er leise, „sorge Dich nicht, ich habe schon mit Bernhard, dem Thurmvogt, gesprochen. Ich habe ihm gesagt: Bernhard, so wahr ich Dein künftiger Herr werde, lasse mir den Wolfram keine Noth leiden, pflege und warte ihn gut; gewiß, ich werde es Dir zu seiner Zeit wohl gedenken! Und Bernhard, sag' ich Dir, hat es mir heilig versprochen.“

Christine lächelte unter Thränen; sie gab ihm gerührt das Händlein, aber reden konnte sie nicht mit ihm; denn die argwöhnische Mutter hatte Adalberts Gespräch bemerkt, und sie rief ihm mit zorniger Stimme. „Christine!“ tröstete er zum Abschiede, „sey nicht zu sehr betrübt, und bleibe mir gut, wie ich Dir.“

So hatten sie doch wenigstens einen Trost, und wohl bedurften sie desselben. Neuen Schmerz verursachte Bertha das thörichte, mitunter boshafte Geschwätz der Leute, denen freilich bei des Grafen Verschwinden und Wolframs Gefangenschaft allerlei Gedanken kommen mußten. Die einen behaupteten geradezu, der böse Geist hätte dem Grafen den Hals umgedreht und Wolfram geblendet, und nun wisse man wohl, warum Wolfram das Gold mit Schäffeln gemessen. Kein Wunder, daß die Leute sich noch mehr als sonst von Bertha zurückzogen, und sie in ihrem

Jammer allein ließen. Nur die Burtenbauer und Rebhofer blieben die alten Freunde und der empfangenen Gutthaten eingedenk; sie standen Wolframs Frau und Kinde theilnehmend mit trostreichen Besuchen und anderer Hilfe bei, und hätten noch mehr gethan, wären sie nicht von der strengen, argwöhnischen Gebieterin, der Gräfin, zu sehr abhängig gewesen.

Wolfram hatte in der nächsten Stadt durch seinen Reichthum sich einige angesehene Männer zu Freunden gemacht. Sich mit ihnen zu berathen, ging Bertha eines Morgens in die Stadt. Christine, nach der Mutter sich sehnend, verließ des Nachmittags die Wohnung, und wollte ihr entgegen gehen. Der Weg führte sie längs des Waldes zu einem kleinen Hügel, von welchem man die schönste Aussicht auf die Burg Mandenstein genoß. Hier setzte sie sich nieder, und wandte ihr feuchtes Auge nach jenem Thurme, der den Vater einschloß, und neidete die Vögel, die freien Zutritt zu dem lieben Gefangenen hatten. Da fiel ein Sträußlein blühender Waldrosen ihr in den Schooß, und wie sie sich überrascht umwandte, stand Adalbert vor ihr.

„Christine!" hob er an, „seit drei Tagen suche ich Dich schon auf; sie sagen, ich dürfte nimmer zu Dir kommen. Und Du, Du und Wolfram, Du und Bertha, Deine Mutter, Ihr wart doch immer fort so gut gegen mich. Das ist nicht recht! Ich mußte heute zu Dir kommen. Ich habe Dir gar etwas Wichtiges zu sagen, Christine! Ich habe Deinen Vater gesehen, ich kann ihn alle Tage sehen; Niemand weiß es, aber Dir will ich es sagen."

„„Den Vater hast Du gesehen?"" rief Christine mit dem Ausdrucke der innigsten, sehnsüchtigsten Freude, und faßte Adalberts Hände, als wollte sie ihn nimmer lassen. „„Ich bitte Dich, mache, daß auch ich ihn sehe. O führe mich doch zu ihm!""

„Das geht nicht so leicht, Christine!" meinte dieser. „Aber wenn Du recht steigen kannst, so magst Du Deinen Vater sehen. Wir müssen auf einem ganz

andern Weg zum Schlosse, damit sie uns nicht sehen und auseinander schaffen.

Christine betheuerte, es sey ihr kein Berg zu hoch, kein Weg zu schlecht, und machte sich sogleich mit Junker Adalbert auf den Weg. Kindliche Liebe und Sehnsucht beflügelte ihre Schritte. Adalbert hatte zu thun, ihr nachzukommen, und mehr als einmal mußte er sie erinnern, ihre Eile zu mäßigen. So hatten sie bald den Schloßberg erstiegen. Etwa zweihundert Schritte von der Burgmauer befand sich ein Thurm, den hohe Eichen und mächtige Buchen umgaben, und so fast den Augen entzogen. Er war durch einen unterirdischen Gang mit dem Schlosse verbunden. Hieher hatte Gräfin Ludmilla Wolfram bringen lassen, nicht in das Burggefängniß selbst; denn sie hielt ihn für einen, der mit bösen Geistern im Bunde stünde, und den man sich also so weit als möglich vom Leibe halten müsse. Aus Zufall war Adalbert darauf gekommen, daß Wolfram hier gefangen säße. Der Thurm war der Aufenthalt von Raben, Geyern und anderm Vogelwild, und gar oft lauerte Adalbert unter den Büschen und Sträuchen verborgen, und schoß auf sie mit den Bolzen seiner kleinen Armbrust. Da hörte er einstmals aus dem untersten Gitterfenster, wodurch nur spärliches Licht in das Gewölbe floß, eine Stimme bald laut klagen, bald brünstig zu Gott rufen; und er kannte sie wohl, es war Wolframs Stimme, und sogleich beeilte er sich, Christine von seiner Entdeckung in Kenntniß zu setzen.

Als Christine zu dem Thurme gekommen war, hielt sie einige Augenblicke voll Angst und Schmerzen; sie lauschte beklommen und hörte nichts. Da winkte ihr Adalbert. Er hatte das Strauchwerk, welches zum größten Theil das Fensterlein verbarg, hinweggeräumt, und gab ihr ein Zeichen; sie knieete sich nieder und bog das Köpflein hinab zum Fenster, und — o Jammer und Freude! — sie sah ihren Vater. Sie sah ihn, wie er auf seinem Strohlager saß, die Hände gefaltet, die Augen auf den steinernen Boden geheftet; neben ihm stand ein Krug mit Wasser, und

einige Krumen Brod verriethen, was heute sein Mittagsmahl gewesen war. Ein unwillkührlicher Schrei drang über die Lippen Christinens. Der Gefangene hörte ihn, er wandte sich um, dem Fenster zu, welches so angebracht war, daß er wohl von außen gesehen werden konnte, ohne jedoch selber etwas wahr zu nehmen.

„Wer ruft mich?“ fragte er mit großer Ueberraschung und freudiger Ahnung; denn er glaubte die zarte Stimme zu kennen.

„„O Vater, Vater! ich bin es ja! Christine ist es ja, Deine Tochter!““

„Du, gutes Kind! Du bist es? wie kommst Du hieher? ich sehe, Gott hat mich noch nicht ganz verlassen!“ Und mit der alten Liebe erkundigte er sich nun, was Mutter Bertha mache, und wie es ihnen ergehe?

„„Ach, Vater! was können wir anders, als jammern und seufzen nach Euch? Es möchte uns oft das Herz zerspringen!““

„Faßt Euch! Besser ist hoffen und vertrauen; es lebt ja noch der alte Gott und beschützt die Seinen!“

„„Vater! sage doch, was sollen wir thun, um Euch zu helfen? Nichts ist der Mutter, nichts mir zu schwer, was wir nicht mit Freuden thäten, Euch zur Erleichterung und zur Erlösung aus der Pein des Gefängnisses.““

„Betet, daß Graf Raimund kommt, oder Gott sonst ein Zeichen meiner Unschuld thue; alles Andere möchte wohl vergebens seyn! Aber noch einmal, verzagt nur nicht, und setzt alle Hoffnung auf Gott und auf die Fürbitte Derjenigen, die sich gewürdigt hat, Deine Pathin zu werden.“

„„Vater! ist denn kein Löchlein da, wodurch ich zu Dir kommen könnte? Dich zu sehen ist mir nicht genug; ich möchte bei Dir seyn, Dich herzen, Dich bedienen können.““

„Du gutes Kind!“ rief Wolfram gerührt. „Gedulde Dich! Gewiß, es wird die Zeit kommen, wo Du wie sonst bei mir seyn darfst; jetzt aber eile,

Christine! grüße und tröste mir die Mutter! Spute Dich, liebe Tochter! ich höre Schritte auf dem Gange, und es wäre nicht gut, wenn man hier Dich fände!"

Christine gehorchte so willig, wie sonst, und barg sich hinter die Stauden. Sie hörte die rauhe Stimme des Knechtes, der nach dem Gefangenen sah, und mürrisch seinen Gruß erwiederte. Wie gerne hätte nicht die gute Tochter gewartet auf die Entfernung des Knechtes. Wie gerne noch einige Wörtlein mit dem Vater gesprochen! Da gedachte sie an die Mutter und an ihre Angst, fände sie das einzige Kind nicht zu Hause. Auch Adalbert mahnte zum Aufbruche. Aber erst, nachdem sie knieend vor dem Gefängnisse des Vaters einige Zeit gebetet hatte, entfernte sie sich langsam, und oft nach dem Thurme zurückblickend. Junker Adalbert gab ihr noch ein Stück Weges das Geleite. Bei dem Abschiede dankte ihm Christine mit tiefer Rührung. Der aber sprach: „Ich wollte, ich wäre so groß und so stark, daß ich das Schloß des Thurmes sprengen könnte, dann wäre Dein Vater frei. Aber, Christine! Du hast Deinen Vater gesehen; wann aber werd' ich den meinigen sehen?" Christine versuchte ihn zu trösten, der Junker aber ging traurig dem Schlosse zu, Christine nach Hause, wo bald nach ihr auch die Mutter eintraf.

Neuntes Kapitel.

Wolframs Flucht.

Wolframs Freunde in der Stadt hatten Frau Bertha zu kühl empfangen und mit leeren Versprechungen fortgeschickt. Wie freudig war sie überrascht, wie sehr getröstet, als Christine ihr erzählte, wie sie den Vater gesehen und gar gesprochen. Frau Bertha konnte kaum den Anbruch des Tages erwarten, und schlich sich langsam und vorsichtig auf der Rückseite des Schloßberges dem Thurme zu. Auch

sie hatte die Freude, den gefangenen Gatten zu sehen, ihm Trost zu spenden und von ihm zu empfangen. Aber oft konnte dieß nicht geschehen. Wolfram warnte. Er kannte der Gräfin Ludmilla Schlauheit, und ihr rachsüchtiges Gemüth. Da betete Bertha zu Gott und sann auf Mittel, Wolfram mit List aus dem Thurme zu befreien. Adalbert, der gutherzige Junker, hatte ja das innigste Mitleid mit ihnen, und es schien leicht, durch ihn den Wächter zu gewinnen, oder des Schlüssels zum Thurme habhaft zu werden. Aber Frau Bertha dachte zu ehrlich, als daß sie den Sohn zur Untreue gegen die Mutter hätte verleiten wollen, und aus eben diesem Grunde verwarf sie jeden Versuch der Bestechung.

In dieser Noth besuchten eines Tages der Burtenbauer und der Rebhofer die betrübte Gevatterin. Diese vertraute ihnen an, wie sie Wolfram in dem Thurme gefunden, und meinte, es sey keineswegs eine Unmöglichkeit, ihn zu befreien. Die beiden hörten aufmerksam zu und sagten dann: „Frau Gevatterin! wir wollens überlegen. Wir werden unser Möglichstes thun, dessen seyd überzeugt!“ Und sie ließen es nicht bei den Worten. Eingedenk, wie Wolfram auch sie aus der Noth und dem Schuldthurme errettet hatte, stiegen sie schon in der nächsten Nacht den Berg hinan, und warteten, bis der Mond aufging und Licht genug gab, um die nöthige Untersuchung anstellen zu können. Ein zweiter Gang bestärkte sie in ihrem Vorhaben. Das Gitter des Fensters war verrostet, und konnte ohne große Mühe herausgenommen werden; das Fenster selber groß genug, um einem Manne, wie Wolfram, den Ausgang zu gestatten. Mittelst Beihilfe Christinens, welche hiebei einen über ihr Alter gehenden Muth bewies, gelang es ihnen, sich mit Wolfram zu verständigen. In einer dunklen Nacht ward das Wagstück unternommen, und es gelang. Rasch ward das Fenster heraus gehoben, ein Seil hinab geworfen, und Wolfram heraus gezogen. Schnell ging es nun den Berg hinab und auf den Rebhof zu, wo Bertha und Christine Wolframs harrten und

mit Thränen der Freude ihn begrüßten. Aber der Rebhof bot keine genügende Sicherheit. Wolfram mußte, sollte auch das Werk der Rettung vollendet werden, noch diese Nacht die Flucht fortsetzen. Bertha und Christine erklärten sich mit Freuden bereit, überall mit Wolfram hinzuziehen. Die Gevattersleute trösteten sie auf die liebreichste Weise, und boten ihnen alle Hilfe an. Agatha hatte ein gutes Mahl bereitet, und wer von ihnen mochte sich nicht, als sie es auftrug, an jene Mahlzeit, die Wolfram bei Gelegenheit der Kindstaufe mit so großer Freigebigkeit ausgehalten hatte, erinnern? Jetzt erntete Wolfram ein, was er an jenem Tage ausgesäet hatte. Agnes, die kleine Pathe, war schon herangewachsen, konnte bereits gehen und reden. Auf Geheiß ihrer Mutter verehrte sie in der Stille Christinen ein Beutelein, und sprach leise die Worte dazu: „Nimm, Christine! im Beutelein ist nicht bloß Geld, ist auch Glück und Segen.“ Es war jenes Beutelein, welches ihr Pathengeschenk, von Frau Bertha gegeben, enthielt. Es hatte dem Rebhofe Glück und Segen gebracht, und jetzt sollte dieses Glück, dieser Segen wieder auf seine Geber zurückfließen. — So verging schnell die Zeit; es mußte geschieden werden. Martin hatte einen Wagen mit stattlichen Rossen besorgt, da der Weg, auf welchem sich Wolfram flüchten wollte, einige Stunden fahrbar war. Es war aber dieser Wagen mit den Pferden das Geschenk Wolframs, und ihm sollte heute seine eigene Gabe zu Gute kommen. Martin ließ es sich nicht nehmen, sie, bis sie die Spitze des Gebirges erreicht hätten, und dann in Sicherheit wären, zu begleiten; er setzte sich zu ihnen in den Wagen und bald führte dieser die Flüchtlinge, begleitet von den besten Segenswünschen, mit Blitzesschnelle weiter.

Bald war der Fuß des Gebirges erreicht; der Wagen fuhr zurück, aber Martin ergriff eine Fackel, und ermunterte Wolfram und die Seinigen, ihm zu folgen. Geführt von Bertha und Christine, stieg der Blinde den Berg hinan, und empfahl sich und seine Lieben dem Schutze des Allerhöchsten. Wohl beburf-

ten sie desselben; denn kaum waren sie ein Stündlein gegangen, so verschwand der Mond, der mit seinem, wenn gleich schwachen Lichte, eine bessere Leuchte gewesen war, als die Fackel selbst. Dunkle, düstere Nacht breitete sich über das Gebirge aus; immer dichter wurden die Wälder, immer unwegsamer der Pfad, der sie an mancher Stelle dicht an gähnende Abgründe führte. Von ferne her begann der Donner zu rollen, und es konnte nicht leicht etwas Schrecklicheres geben, als ein Gewitter in diesem Waldgebirge. Zu allem Unglücke verlosch zuletzt auch Martins Fackel, und mit Angst sahen sie sich ohne Licht dem tückischen Dunkel der Nacht preisgegeben. Martin suchte sie zu trösten und versicherte, er getraue sich den Weg in der Nacht so gut wie am Tage zu finden. Allein, was Wolfram schon längst befürchtet hatte, traf ein. Martin hatte den rechten Pfad verloren. Er lief zurück, er suchte, aber er kam nimmer zurück, obwohl die Flüchtlinge mit aller Angst und Kraft nach ihm riefen. Da kam ein großer Kummer über sie. Christine weinte laut, Bertha blickte zum Himmel und bat nicht für sich, sondern für ihr Kind und für Wolfram. Dieser gedachte in seiner Noth an die wunderbare Frau, welche ihn einstmals an jenem Tage, wo er das Augenlicht verlor, mit liebreicher Hand sicher und unverletzt nach der Heimath und zu den Seinen geführt, und sie rief er an. Und sieh', da zeigte sich plötzlich ein helles, röthlich schimmerndes Flämmlein gerade am Rande eines Abgrundes, der, wären sie nur zwei Schritte gegangen, ihr Grab geworden wäre. „Siehst Du, Bertha!" sprach Wolfram zu der erschrockenen Frau, die angstvoll in den Schlund des Abgrundes blickend, mit der einen Hand ihn umklammerte, mit der andern ihr Kind, „siehst Du, wie der Herr uns beschützt? Diese Flamme ist kein Irrlicht, es ist eine Leuchte vom Himmel, vom allmächtigen Vater uns als Wegweiser gesandt; ihm wollen wir folgen." Und wirklich, das Licht verschwand nicht, sondern schwebte vor ihnen her, und führte sie zu einem ausgetretenen Weg. Auf diesem gingen sie eine Stunde fort. Bertha

und Christine aber begannen zu ermüden; mehr die innere Spannung und Sorge, als die körperliche Anstrengung hatte sie erschöpft, und auch Wolfram fühlte Nachlaß seiner Kräfte. Da war es, als hätte ihr Führer, das Flämmlein, ihre Wünsche errathen; es lenkte plötzlich von dem Wege ab und führte sie zu einer Hütte, für die Hirten erbaut. Dort fanden sie die süßeste Milch, Butter und frisches Brod, höchst erwünschte Gaben; denn sie waren hungrig und durstig geworden. Weiches Heu bot ihnen eine bequeme Liegerstatt. Und mit Dank gegen Gott und die wunderbare Frau, welche ihnen diese Gaben hatte erbitten helfen, genossen sie Alles. Sie ruhten bis zum Morgen. Da weckte sie heiteres Geläute. Es waren Ziegen, welche zu der Hütte kamen, als wollten sie dem Hirten den Morgengruß bieten. Geduldig ließen sie sich von Bertha melken und ihre Milch gab ein herrliches Frühstück — ein neues Geschenk der gnadenreichen Frau, wie Wolfram und die Seinigen fest glaubten. Also erquickt, an Leib und Seele gestärkt, setzten sie den Weg weiter fort, und schon nach einer Stunde hatten sie des Berges Spitze erklommen. Die Zinnen der Thürme der Stadt strahlten ihnen im Glanze der Morgensonne entgegen, und erleichtert und Gott dankend, erreichten sie die Stadt. —

Zehntes Kapitel.

Christine — die Pathe.

In dem verborgensten Theil derselben suchten sie sich eine Unterkunft. Doch lange durften sie auch da nicht verweilen. Bald erhielten sie Nachrichten von Hause. Die eine beruhigte sie über Martins Schicksal, der in jener Schreckensnacht sich verirrt und nur mit Mühe den Rebhof gefunden hatte; die andere aber lautete nicht so sehr erfreulich; sie meldete ihnen, daß die Gräfin Ludmilla auf das höchste über Wolf-

rams Flucht erbost wäre, und in ihr nur einen neuen Beweis seiner Schuld sähe. Sie hätte geschworen, um jeden Preis des Flüchtlings habhaft zu werden. Deßhalb riethen ihr die Gevattersleute — denn von ihnen kam die Nachricht — es möchte Wolfram ungesäumt mit den Seinigen die Stadt verlassen und sich eine sicherere Zufluchtsstätte suchen. Wolfram nahm auf das Neue mit den Seinen den Wanderstab und zog längs des Rheines die Berge gegen Freiburg hinauf. Dort in einem lieblichen Thale fanden die Verfolgten endlich eine bleibende Stätte. Dort kauften sie sich eine Hütte, nicht viel besser als jene, welche sie einst als Hirten besaßen. Ein Gärtlein und eine Wiese, welche ein kleiner Bach bewässerte, war eine angenehme Zugabe. Das, was Frau Bertha auf der eiligen Flucht bei sich gehabt, und die Gevattersleute ihnen gegeben, reichte gerade hin, das kleine Anwesen zu bezahlen.

Woher aber nun den Lebensunterhalt nehmen? Das schien für die arme Familie keineswegs eine leichte Aufgabe. Aber Wolfram und Bertha verzagten nicht; sie hatten beide Lust und Liebe zur Arbeit, und sie wußten, daß der, welcher Arbeit verlange, auch Arbeit und damit auch das tägliche Brod fände, welches ja Gott jederzeit dem Fleißigen segnet. Bertha spann wie früher, der Garten gab hinreichendes gutes Gemüse und Obst, die Wiese Futter für eine Ziege, deren Milch für ihren Bedarf erkleckte. Der kleine Bach in der Wiese war mit Binsen und zarten Weiden bewachsen. Kaum hatte Wolfram dieß erfahren, als er fröhlich ausrief: „Bertha, da ist der Finger Gottes! Ich habe in meiner Jugend zum Zeitvertreib die Korbflechterei getrieben, und werde mich bald wieder in dieselbe hineinfinden. Auch ein Blinder kann Körbe flechten, und wir dürfen nicht zweifeln, in der Umgegend Abnehmer dafür zu finden." Und frisch machte sich Wolfram an die Arbeit; es ging ihm von statten, und seine Körbe wurden gerne gekauft. Christine half bald der Mutter bei dem Spinnen, bald dem Vater beim Flechten der Körbe, die sie auch zum

Verkaufe trug. Ueberall beeiferte sie sich, den Eltern nach ihren Kräften beizustehen, und kindliche Liebe, Hilfe und Gehorsam auf alle Weise zu erzeigen. Dieß erkannten Vater und Mutter mit der treuesten Gegenliebe, und hüteten sie mit fast unsäglicher Sorgfalt, auf daß ihr nichts Böses widerführe weder am Leibe, noch an der Seele; an ihr hing ja das ganze Glück ihrer Zukunft, an ihr des Vaters Augenlicht. Daß ihr die wunderbare Pathin die Erfüllung eines Wunsches verheißen, daß sie dadurch dem Vater die erblindeten Augen eröffnen konnte, das erfuhr sie noch nicht. Dazu schien Wolfram die Zeit noch nicht gekommen zu seyn; nur das ward ihr gar oft und mit dringendem Ernste bedeutet, daß von der Reinheit ihres Herzens und der Kraft ihres Gebetes der Vater seiner Zeit das Augenlicht wieder erwarte. Und darum betete ja das gute Töchterlein mit wahrer kindlicher Liebe inbrünstig alle Tage und gerne; mit Freuden hätte sie das eigene Augenlicht hergegeben, um den Vater sehend zu machen.

So wuchs Christine heran; ein herrliches Bild aufblühender, kräftiger Gesundheit und frohherziger Unschuld. Sie hatte jetzt das eilfte Jahr erreicht, und sie durfte mit Erlaubniß des Pfarrherrn zum erstenmale zum Tische des Herrn gehen, und des größten Glückes des Menschen auf Erden theilhaftig werden.

Voll heiliger Freude sehnte sich Christine nach jenem Tage, und bereitete sich darauf mit allem Eifer vor, mit der zartesten Gewissenhaftigkeit, aber auch mit dem lebendigsten Vertrauen. Gerade am Vorabende ihrer Communion erkrankte der Vater Wolfram plötzlich an einem heftigen Kopfleiden; deßhalb konnte die Mutter sie nicht begleiten, was sie sonst mit Freuden gethan hätte. „Du siehst, Christine! daß der Vater zu Hause meiner Pflege bedarf. Wie gerne hätte ich Dich zur Kirche begleitet, und mein Aug' und Herz gelabt an Deinem Anblicke bei der ersten heiligen Communion! Der Vater und ich, wir wollen zu Hause für Dich beten. So gehe denn, Christine! gehe mit Gott und der seligsten Mutter Maria zu Deinem Herrn und

Heilande, und genieße Sein! Eines werde mit Ihm, werde Sein ganz treues Kind mit Leib und Seele, und wenn Du den Gottmenschen im Herzen hast, dann gedenke auch Deiner Eltern und hilf ihnen durch Dein Gebet, denn es betet ja dann Dein Heiland mit Dir."

Darauf gab ihr die Mutter ein schönes, von Wolfram geflochtenes Körblein, worin ein Täublein war; das sollte sie als ein Opfer auf den Altar legen. Sie hatte auch ein Sträußlein von weißen und rothen Rosen gewunden; mit dem sollte Christine das Bild einer schmerzhaften Mutter Gottes zieren, welches auf dem Wege zur Pfarrkirche stand.

So eilte denn Christine, bald betend, bald Loblieder singend, zum Preise des allerheiligsten Sakramentes, fort. Als sie zu dem Muttergottesbilde kam, das sie mit den Rosen zieren wollte, erblickte sie eine Gestalt, blendendweiß gekleidet. Es war eine Frau von so schönen und liebreichen Zügen, daß das Mädchen, sonst so schüchtern, freudig sich ihr nahte, ihr treuherzig den Handkuß bot, und ihr ein Röslein reichte mit den Worten: „Ich bitt' Euch, nehmt das Röslein doch! Ich möchte Euch gar so gerne etwas schenken, weil Ihr gar so gut und so lieb dareinschaut; ich gäb' Euch gerne den Strauß, aber der gehört der lieben Mutter Maria, und gewiß, sie würde mich nicht loben, wollte ich ihn jemand Andern geben als ihr."

„„Maria wird gerne Deine Gaben nehmen, Christine!"" begann die wunderbare Frau. „„Jede Gabe ist ihr lieb, die ein gutes Herz ihr bringt.""

„Ach, ich wollte, ich könnt' es einmal recht der Mutter Maria sagen, wie ich sie von Herzen liebe, und wie ich ihr so gerne Alles, was ich habe, schenken möchte. Aber, schöne Frau! Ihr wißt meinen Namen? Woher kennt Ihr mich denn? Nie habe ich Euch noch gesehen; hätt' ich nur einmal Euch gesehen, gewiß, Euch hätt' ich nie vergessen!"

„„Christine! ich habe Dir ja den Namen gegeben, den Du trägst. Zur heiligen Taufe trug ich Dich,

und von jener Stunde an ruht mein Auge liebend und schützend auf Dir!""

Da sank Christine entzückt auf die Kniee und küßte den Saum ihres strahlenden Kleides. „O, heilige Mutter! Du liebreiche, Du gnadenvolle Frau! Du kommst zu mir!"

„„Wie könnte ich wohl Dein vergessen an diesem Tage, wo Du zum erstenmale Deinen Herrn und Heiland empfängst und des Himmels Süßigkeit genießest? O wüßtest Du, wie da mein Herz sich freut, wenn ein Menschenkind der Gnade der heiligen Taufe theilhaftig wird, oder würdig des Leibes unseres Herrn genießt! O, da bin ich ihm nahe, da freue ich mich mit ihm, da trag' ich sein Gebet zu Gott!""

„O gnadenreiche Mutter mein! trag' auch das meinige zu Gott. O hilf mir, daß ich das Allerheiligste auch heilig empfange."

Liebreich faßte die wunderbare Frau Christinens Hände. „„Komm' und folge mir! Zu Deinem Heiland will ich Dich führen, und Er verlangt nach Dir!"" Und immer holdseliger ward der Ausdruck ihres Gesichtes, und die leuchtenden Strahlen ihrer Augen schienen einen Himmel voll Freude in Christinens Herz zu gießen. In nie gefühlter Lust schwebte sie dahin an der Hand der wunderbaren Frau, und diese sprach zu ihr von Gott, von seiner Liebe und Güte, von seiner Weisheit und Gerechtigkeit, von der Barmherzigkeit Jesu und dem Verdienste seines Leidens, von den Gaben und den Gnaden des heiligen Geistes. Nie hatte Christine schönere, trostreichere Worte gehört. Ein neues Licht ging ihr auf. Eine neue, herrliche Welt öffnete sich vor ihr. Was ihr die heilige Frau erzählte, das entzündete in ihr um so mehr die Glut der Ehrfurcht und Anbetung Gottes, die Liebe zu Jesu, die Sehnsucht nach dem heiligsten Sakramente. So kamen sie zur Kirche. Die hohe Frau ging mit Christinen hinein, knieete neben ihr; allein Niemand sah sie, als das Mädchen. Als nun Christine das Heiligste genoß, als sie nach verrichteter Andacht mit Gefühlen, die nicht zu schildern sind, das

Kirchlein verließ, da hatte sie anfänglich selbst auf die liebe Frau vergessen; jetzt aber, wie sie das Bild der seligsten Jungfrau am Wege von weitem erblickte, rief sie: „Mutter! Gnadenreiche Mutter!“ Und wieder erschien die wunderbare Frau voll himmlischer Holdseligkeit und Klarheit, und ihr Auge leuchtete in Liebe und Freude auf das beseligte Kind.

„O liebreichste Mutter! ich hab' Ihn; meinen Herrn und Heiland habe ich! Möchte Er doch beständig bei mir bleiben!“

Die Frau neigte sich mild und liebevoll zu ihr: „„Wie soll Er Dich verlassen, nachdem Er Dein Herz zu Seiner Wohnung Sich erwählt hat, nachdem Er eine Freude und ein Sehnen hat, unter reinen Menschen zu wohnen?““

„O, daß mein Herz doch rein und Seiner würdig wäre!“ flehte Christine. „Heilige Pathin! hilf' mir beten und wachen, daß Sein Auge auf mir stets mit Wohlgefallen ruhe und ich Sein treues Kind immerdar bleibe!“

Und das Kind in tiefster Bewegung schaute bittend und vertrauungsvoll zu der wunderbaren Frau. Diese aber zog Christinen an ihr Herz, kniete mit ihr nieder, und sie hoben, wie ein Opfer, die Hände zum Vater des Himmels, und ihr Bitten floß zusammen und stieg wie eine heilige Flamme empor. Nach einigen Augenblicken der innigsten Andacht erhob sich die wunderbare Frau und sprach: „„Jetzt gehe, es warten Deiner die Eltern. Christine! vergiß nie das Glück dieses Tages und Deine Vorsätze, und Gott wird mit Dir seyn, und die Heiligen werden für Dich bitten!““

Christine aber ward traurig. „Du willst jetzt schon von mir scheiden? O laß mich mit Dir gehen, bei Dir muß es gut seyn!“ flehte sie.

„„Willst Du schon ernten, und kaum hast Du zu säen begonnen? Noch Vieles hat der Herr mit Dir vor, und mehr als eine Andere bist Du berufen, für Seine Ehre zu arbeiten! Wenn es Zeit ist, wird Dich der Herr erhören; jetzt gedenke Deiner Eltern.

Aber ein Zeichen der Gnade des Allerhöchsten sollst Du empfangen! Deines Vaters Leiden ist der Anfang einer schweren Krankheit. Sie wird von ihm weichen; denn Du hast für ihn gebeten. Sie wird von ihm weichen und auf die übergehen, die ihm am wehesten gethan hat.""

Leise segnend, voll unaussprechlicher Schönheit und Liebe, erhob sich die wunderbare Frau, und verschwand in Lichtstrahlen zerfließend. Christine sank auf den Boden und streckte sehnend die Arme nach ihr aus, bis auch der letzte ihrer Strahlen verblich. Als sie nach Hause kam, fand sie den Vater wirklich gänzlich genesen, und ihre Nachricht von der Erscheinung und Liebe der wunderbaren Frau erregte bei Wolfram und Bertha die größte Freude, die fröhlichste Hoffnung.

Eilftes Kapitel.

Christinens Lieb' und Treue — die Versuchung.

Für Wolfram und die Seinigen verflossen wieder einige Jahre, und von den Begebenheiten während derselben ist wenig zu bemerken. Wolfram harrte aus und hoffte; Bertha hatte die alte Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen, und Christine wuchs heran in Unschuld und Gesundheit. Der Friede und die Genügsamkeit herrschten in ihrer Hütte. Wolfram verlangte nicht mehr nach Reichthum und Ehre; sein Herz hatte bessere Güter kennen gelernt. Nur nach dem Einen sehnte er sich, das Licht des Tages zu schauen; und auch dieser Wunsch — er durfte es mit Gewißheit hoffen — sollte ihm zu seiner Zeit gewährt werden durch das Gebet seiner Tochter.

Christine trat in das fünfzehnte Jahr, und jetzt begann der blinde Vater jeden Tag bis zu ihrem Tauftage zu zählen, und als dieser Tag nicht mehr ferne war, sprach er in tiefer Bewegung zu ihr:

„Mein Kind! Du betest immerfort, daß Dein Vater das Licht seiner Augen wieder erhalte. Bis jetzt hat

Gott Dein Gebet noch nicht erhört. Nun aber sag' ich Dir, jetzt ist die Zeit gekommen, wo es von Dir abhängt, ob Dein Vater sich des Tageslichtes wieder freuen oder in der Finsterniß der Nacht bis zu seinem Ende leben soll!"

""O, Gott sey gepriesen! wenn ich Euch sehend machen kann, mein Vater!"" rief in heller Freude die gute Tochter. ""Sagt nur, was soll ich thun, um Euch sehend zu machen? Ach, sehen sollt Ihr, und müßte ich selber blind werden!""

"Kein solches Opfer wird von Dir verlangt; es ist Dir leicht gemacht; — ein Wunsch von Dir, und ich bin sehend!"

""Nur wünschen dürfte ich, Vater? Ach, Jahre lang hab' ich jeden Tag mit heißem Sehnen Gott angerufen, Er möge Euch das Licht der Augen zurückgeben, und ich ward nicht erhört. Und jetzt dürfte ich's nur wünschen? Der Herr wird ein anderes Opfer von mir dafür verlangen; sey es, welches es wolle, mit Freuden wird es Euere Tochter bringen!""

"Zweifle nicht, mein Kind! es ist so; Du darfst nur wünschen,"" betheuerte Wolfram, und erzählte ihr, wie die mächtige, liebreiche Pathin versprochen, ihr am fünfzehnten Jahrestage der Taufe einen Wunsch zu gewähren.

Da überzog ein Schimmer unendlicher Freude das Antlitz der Jungfrau; sie kniete nieder voll Jubel und lobte und dankte Gott, und pries ihr Glück, dem Vater das Licht der Augen wieder geben zu können. Bertha vergoß Freudenthränen, und auch Wolframs Augen wurden naß. —

"O mein Kind! ich erkenne Deine Liebe! Ja, ich weiß, Du wirst um nichts Anderes bitten; aber bedenk' es wohl, daß dieser Wunsch Dir gegeben ist, damit Du das Glück Deines Lebens begründest. Wird es Dich niemals reuen, daß Du nicht für Dich, sondern für jemand Andern, wenn auch für Deinen Vater, den Wunsch ausgesprochen hast?"

""Wie kann ich glücklich seyn, wenn Ihr, mein Vater! unglücklich seyd?"" rief Christine.

„Wir sind arm; Du kannst Dir Reichthum wünschen, und alle Freuden genießen, welche der Reichthum verschaffen kann," meinte Wolfram.

„„Vater! Du warst auch reich, und doch hörte ich Dich oft sagen, daß Du als armer Hirte glücklicher gewesen bist, denn als ein reicher Mayerbesitzer. Arm war ja auch mein Heiland; arm die heilige Mutter. Weder Reichthum, noch Armuth will ich; und wenn ich bete und arbeite, so wird der Herr mir gewiß zum täglichen Brode helfen.""

„Viele Deines Alters und Geschlechtes verlangen nach Schönheit, die bei den Menschen so beliebt macht," fuhr Wolfram forschend weiter.

„„Ich will nicht anders seyn, als ich bin. Hab' ich denn nicht ein ehrliches Gesicht und gerade Glieder? Ich meine, ich gefalle mit dieser Gestalt unserm Herrn auch; und wenn mich die Menschen nicht für schön halten — in Gottes Namen! — daran liegt so viel nicht, Vater! Wenn sie mich nur für rechtschaffen halten! Ach, Schönheit ist ein gar so gefährliches Gut, und hat so Viele in's Elend gebracht!""

Und mochte nun Wolfram seinem Töchterlein auch alle die Güter der Erde, nach welchem das Menschenherz gelüstet, vor Augen stellen; Christine blieb fest, und bestand in der Prüfung, nichts Anderes werde sie wünschen, als daß der Vater sehe. „So segne Dich Gott, mein Kind!" rief Wolfram tiefgerührt. „Gib durch Deinen Wunsch Deinem Vater das Augenlicht zurück, und er wird immerfort zu Gott bitten, daß Seiner Gnade Licht Dich erleuchte, und Dein Auge einstmals das himmlische Licht Seiner Seligkeit jenseits schaue."

Die wunderbare Pathin hatte ihm bei der Taufe Christinens befohlen, sie am fünfzehnten Jahrestage derselben zu der Ulme mit dem Bilde der seligsten Jungfrau zu bringen; dort wolle sie den Wunsch Christinens vernehmen und erhören. Wolfram traf nun Anstalten zur Reise. Seine Verfolger fürchtete er nicht. Es waren fast acht Jahre verflossen, und sie hatten sein und der Seinigen Aussehen verändert,

vielleicht auch den Haß der Feinde abgekühlt. Und war ihm nicht der Schutz der mächtigen Frau gewiß? Voll Vertrauen verließ er seine stille Hütte, und machte sich getrost mit Bertha und Christinen auf den Weg.

In kleinen Tagreisen zogen sie weiter, der Erwartung und der Freude voll. Bald schied sie nur der Berg, den sie in jener Schreckensnacht überstiegen, von der ehemaligen Heimath. Ein Tag noch — und Christine sah die heilige Pathin, Wolfram das Licht der Sonne. In einem kleinen Dorfe nahmen sie das Nachtlager; wie sie glaubten, das letzte auf dieser Reise. Wolfram und Bertha, von dem Marsche ermüdet und des Willens, recht frühe Morgens aufzubrechen, hatten sich bald nach dem spärlichen Abendessen zur Ruhe begeben. Nicht so Christine. Es ging ja erst die Sonne unter, und sie hatte noch so viel zu beten, da morgen sich so viel für sie und die Eltern entscheiden sollte. Das Dörflein lag am Fuße eines Hügels, dessen Spitze ein Kirchlein krönte; rings um dasselbe zogen sich dichte Wälder. Dahin eilte Christine, das übervolle Herz durch ein Gebet zu erleichtern, und die Gnade des Allerhöchsten und die Fürbitte Marias anzuflehen. Die Kapelle war offen und Niemand darin. So gab sie sich ungestört der Glut ihrer Andacht hin, und in heißem, oft lautem Gebete rief sie zu Gott um Erleichterung. Sie wolle nur, was der Vater wünsche, und was zu seinem Heile wäre; gebe es für ihn ein besseres Gut, als das Licht der Augen, so möge Er ihn doch erleuchten, damit er darnach verlange, und ihr auftrage, darum Gott zu bitten. Alles stellte sie übrigens dem Willen des Herrn und der Weisheit der heiligen Pathin anheim; diese möge für sie und den Vater morgen um das Rechte, Heilsame und Gottgefällige bei Jesus bitten.

So rang sie in heißem Gebete zu Gott, bis die Sonne unter die Wipfel der Bäume hinabsank, und still und bleich die Dämmerung sich herauf wand. In der Glut der Andacht hatte Christine nicht bemerkt, daß ein junger Rittersmann von hohem Wuchse

und stattlichem Aussehen in das Kirchlein trat, und mit großer Verwunderung und Bewegung dem oft lauten Gebete der Jungfrau lauschte. Er ließ Christine ruhig aus der Kapelle treten, und ging ihr nach. Sie wandte sich um, und als sie bemerkte, daß eine Mannesgestalt ihr folge, verdoppelte sie ihre Schritte und wollte eilends das Berglein hinab.

„Mich fliehst Du, Christine!" rief der junge Rittersmann. „Kennst Du mich denn nimmer? Ich bin Adalbert, der Gespiele Deiner Kindheit!"

Da hielt die Jungfrau in höchster Ueberraschung inne. Adalbert kam näher. Noch hatte die Dämmerung so viel Licht, daß sie in seinem Antlitze die blauen Augen und die Adlernase ihres ehemaligen Gespielen erkennen konnte. Aber aus dem Knaben war ein hochaufgeschossener Jüngling geworden.

„Fliehe mich nicht, Christine!" bat er, „obwohl Du Ursache genug hättest, den Sohn derjenigen zu fliehen, welche über Deinen Vater und über Euch Alle so viel des Unglücks gebracht haben. Christine! seit langer Zeit suche ich Dich und Deine Eltern auf; es ist kein Zweifel mehr, daß Dein Vater am Tode des meinigen völlig unschuldig ist. Du kannst nicht glauben, wie sehr meine Mutter und wir Alle betrübt sind, daß Ihr unschuldiger Weise so viel des Leides erdulden mußtet."

„„So sey Gott gelobt!"" rief die Jungfrau. „„Ihm sey Dank, daß die Unschuld meines Vaters erkannt ist. Aber sagt mir, Junker! auf welche Weise kam denn die Unschuld meines Vaters an das Tageslicht?""

Adalbert seufzte auf und sprach: „Vor etwa drei Monaten erhob sich in unserer Gegend ein furchtbares Gewitter während der Nacht. Nie sah man ein so feuriges Leuchten der Blitze, nie hörte man ein schrecklicheres Rollen des Donners. Das Unwetter endigte mit einem fürchterlichen Donnerschlage, so daß man glauben konnte, er hätte die Mitte der Erde gespalten. Darauf aber heiterte sich der Himmel in wunderbarer Klarheit auf, und die Sonne schien mild und warm. Da lockte es mich hinaus in das Freie; ich wollte

sehen, ob das Gewitter keinen Schaden in unsern Forsten und Weinbergen angerichtet hatte. Zwei Knechte begleiteten mich. Als wir in jene Gegend des Waldes kamen, wo die Dir wohlbekannte Ulme mit dem Bilde der seligsten Mutter steht, da blieben wir erschrocken stehen. Die Ulme war unversehrt, aber die Felsenwand, die sich ihr, wie Du weißt, gegenüber erhebt, war gespalten und zerrissen durch die furchtbare Macht des Blitzes, der hineingeschlagen hat. Massen von geschmolzenem Erze, das goldreich schien, Trümmer von Felsenstücken lagen umher, und ringsum war Alles verwüstet. Was uns aber am meisten erschreckte, war der Anblick einer Leiche, die da auf einem Felsenstücke saß. Und diese Leiche, o Christine! war mein Vater, mein todter Vater! Seine Züge waren noch kenntlich, und er trug sein gewöhnliches Jagdkleid. Weinend und betend kniete ich mich vor ihm nieder, und untersuchte, ob kein Leben in ihm sey. Ach, er war und blieb todt! Wir machten eilends eine Tragbahre und schafften so die Leiche nach dem Schlosse, wo meine kranke Mutter kaum sich fassen konnte. Die Nachbarn, das ganze Land weit und breit hörte die seltsame Mähre mit Erstaunen und Verwunderung. Der Gaugraf ließ die Leiche meines Vaters auf das genaueste untersuchen; nicht das mindeste Mal einer Wunde oder vorsätzlichen Tödtung zeigte sich an ihr. Wohl aber erkannten die Aerzte an ihr die Zeichen eines langsamen Verschmachtens und des Hungertodes. Man schloß daraus, es hätte sich mein Vater in den Gängen des Felsens, wo vor uralter Zeit Bergleute nach Gold gesucht und Stollen angelegt, sich verirrt, und den Ausgang nimmer gefunden; und so, entbehrend aller Speise und alles Trankes, wäre der schmerzvolle Hungertod sein grausames Ende gewesen."

Adalbert hielt, wie vom Grame überwältigt, inne, und fuhr dann weiter fort: „So war nun die Unschuld Deines Vaters erwiesen, und sobald die Mutter und ich von dem Jammer uns erholt hatten, war es unser Erstes, das Unrecht, so wir Euch angethan,

nach Kräften wieder gut zu machen. Nach allen Seiten sandten wir Boten aus und stellten Erkundigungen an. Aber erst vor einigen Tagen erhielten wir sichere Nachricht von Euerm Aufenthalte. Da sprach die Mutter zu mir: Adalbert, gehe Du und suche sie selber auf. Wäre ich nicht so schwer krank, so würde ich Dich selber begleiten. O mein Sohn! suche sie auf und kehre nicht eher wieder nach Hause, als bis Du sie gefunden hast, und Deiner Mutter ihre Verzeihung bringen kannst; denn wir haben schwer an ihnen gesündigt, und ich glaube immerfort, diese schmerzliche, langwierige Krankheit ist über mich als eine Strafe für die Härte und Grausamkeit gekommen, die ich gegen den schuldlosen Wolfram ausgeübt habe. Ich glaube, nur dann wird das Uebel von mir weichen, wenn Wolfram mir verziehen hat, und die Ungerechtigkeit wieder gut gemacht ist. Und gerne machte ich mich auf den Weg. Erst heute Morgens verließ ich mein Schloß, und wer hätte es gedacht, schon des Abends führt Dich Gott mir entgegen! Drunten im Dorfe warten meine Leute mit den Pferden; mich aber trieb es wie Dich, Christine! hinauf in das Kirchlein, um Gottes Segen und den Schutz der seligsten Jungfrau für meine Reise anzuflehen! Gott sey es gedankt! ich ward erhört, ehe ich noch recht zu beten begonnen."

Konnte denn wohl das fromme, gläubige Gemüth Christinens in diesem Zusammentreffen die Fügung Gottes verkennen? Was sie alle schon längst ersehnt und zu dem Herrn gerufen, das war ja jetzt ihnen geschenkt. Wolfram war gerechtfertigt, seine Unschuld erkannt, die Gräfin Ludmilla reuig und bereit, das Unrecht nach Kräften wieder gut zu machen und ihnen den alten Wohlstand zurückzugeben. Dann war ja das Maaß ihres Glückes voll. Der Vater sehend, gerechtfertigt, wohlhabend und zufrieden, in der alten Heimath und bei den alten Freunden.

Diese lieblichen Bilder einer frohen Zukunft zogen nun vor Christinens Augen vorüber, und gossen die Röthe der reinsten Freude auf ihre Wangen. Sie

lobte und pries Gott, und in der alten kindlichen Weise sprach sie mit Adalbert, den ihre unschuldige Fröhlichkeit die Kümmerniß ob der Krankheit der Mutter vergessen ließ. So stiegen sie miteinander den Hügel hinab. Plötzlich blieb Adalbert stehen und sprach: „Christine, ich hörte Dich beten; ist es wahr, hast Du die Wunschesgewalt? Kannst Du wirklich durch einen Bittwunsch Deinen Vater sehend machen? Ich hörte gar oft sagen, daß reine, fromme Seelen die Wunschesgewalt hätten, und alle Wünsche, die sie vertrauungsvoll zu Gott schickten, würden von Ihm erfüllt. Hast Du diese Wunschesgewalt?"

„„Die hab' ich nicht; aber die Macht, meinen blinden Vater sehend zu machen, die hab' ich, und meine heilige Pathin hat sie mir erbeten!"" versetzte die Jungfrau.

„O, daß Du sie doch hättest, die Gewalt!" rief Adalbert tief bewegt. „O gewiß, Du würdest auch wünschen und erbitten, daß meine Mutter, die schmerzhaft seit vier Jahren leidet, wieder genese. Alle Aerzte hat sie berufen, und keiner konnte helfen, alle Mittel gebraucht, und keines war von bleibender Wirkung. Ach, wüßtest Du den Schmerz, den meine Mutter leidet! Die Blindheit Deines Vaters hält den Vergleich damit nicht aus."

„„Euer Schmerz, Junker! und Euerer Mutter Leid geht mir tief zu Herzen. Wollte Gott, ich könnt' ihr helfen; aber nur einmal darf ich wünschen!""

„Die Tage Deines Vaters gehen bald zu Ende," fuhr Adalbert drängend fort. „Für die wenigen Jahre, die er noch zu leben hat, ist das Augenlicht wahrlich keine so große Gutthat mehr, und er muß sie, wie bisher, in Armuth und Kümmerniß zubringen. Christine! bei Dir steht es, die letzten Tage Deines Vaters zu versüßen, und von ihm und von der Mutter alle Noth zu nehmen, ja Dich reich zu machen. Denn hör' es, Christine! meine Mutter gibt Dem, der sie von ihrer Qual befreit, die Hälfte ihres Gutes."

Der Jungfrau traten Thränen in die Augen. „„O könnt' ich doch!"" rief sie bewegt. „„Mein eigenes

Augenlicht wollt' ich Euch schenken, könnt' ich darum Euern Wunsch erfüllen! Reichthum versucht meinen Vater nimmer, und der Armuth bin ich gewohnt und auch der Arbeit. So lange noch diese Hände sich bewegen können, wird mein Vater keine Noth leiden. Aber ich berufe mich auf Euer eigenes Herz, soll ich den Vater weniger lieben, als Ihr die Mutter liebt? Könnt Ihr verlangen, daß ich den leiblichen Vater verlasse, der nächst Gott mein größter Gutthäter ist? Daß ich ihn schmachten lasse in dem größten Jammer? Knieend will ich für Euere Mutter beten jeden Tag, aber daß ich für sie den Wunsch aufopfere, das verlangt nicht!"" Bei diesen Worten wollte sie den Junker verlassen.

Adalbert aber faßte die Jungfrau bei der Hand. „Christine! wenn meine Mutter diejenige, welche sie vom Elende rettet, als Tochter annehmen, sie mit ihrem Sohne vermählen und die Grafenkrone auf ihr Haupt setzen würde, auch damit nicht?" Seine Augen leuchteten, seine Stimme hatte etwas von dem Klange jener Zeit, wo sie als Gespielen voll kindlicher Unschuld und Herzlichkeit in dem Schloßgarten sich Lauben bauten, und die Lämmer hüteten und Tauben äzten. Christine stand einen Augenblick erschüttert; dann floh sie, ohne ein Wörtlein zu sprechen, den Berg hinab. Ihre kindliche Liebe hatte die Versuchung überwunden. Manch' anderes, weniger kindlich dankbares, reines, demüthiges Herz würde vielleicht durch die sichere Aussicht, die Tochter der Gräfin und die Herrin des Mandensteins zu werden, verlockt worden sein, und hätte den Vater seiner Blindheit überlassen. Nicht so Christine, die mit innigster Zärtlichkeit an dem Vater hing, und mit Freuden ihm alle Schätze, alle Ehren der Welt geopfert hätte.

„Christine! Christine!" rief Adalbert. Sie hörte ihn nicht. „Welch' eine Liebe, welch' eine Treue!" sprach er zu sich, und sah ihr nach, bis ihre Gestalt im Dunkeln verschwand, dann ging auch er in das Dorf zurück; doch trug er ihr auf, die Eltern zu grüßen. Noch heute wollte er mit den Seinigen ein Stück

Wegs zurücklegen, um den andern Tag Mittags die leidende Mutter mit der Nachricht, Wolfram wäre gefunden, überraschen und erfreuen zu können. Betrübt schaute ihm Christine nach, aber ihr Gewissen sagte ihr, daß sie recht gehandelt hatte. Getröstet suchte sie zur Seite der bereits schon schlummernden Eltern ihr Lager; still, auf den Morgen sich freuend, wo sie ihnen die frohe Botschaft Adalberts mittheilen konnte.

Als nun Wolfram des andern Tages aus dem Munde der Tochter vernahm, daß die Gräfin Ludmilla und Alle von seiner Unschuld überzeugt wären, rief er erschüttert aus: „O Du Gott der Gerechtigkeit und Liebe! So müssen sogar die Todten erstehen, um der bedrängten Unschuld ein Zeugniß zu geben. Keiner darf verzagen, der im Herzen sich rein weiß und auf Dich vertraut!" Nun pries er mit Bertha und Christinen Gott, und rief dann fröhlich: „Jetzt wohlgemuth vorwärts! Der eine Berg, der so schwer auf mir gelegen, ist jetzt geebnet. Jetzt wollen wir auch den andern Berg, welcher uns von der Heimath trennt, übersteigen! Jetzt erst kann ich mich des Augenlichtes, das der Herr mir heute schenken will, ganz und von Herzen erfreuen! Denn jetzt werde ich meine Feinde versöhnt, meine Ankläger verstummt, meine Ehre erkannt, und meine Freunde in der alten Lieb' und Treue erblicken!"

Zwölftes Kapitel.

Wolfram empfängt das Augenlicht.

Wolfram war nun wie verjüngt; rasch trieb er vorwärts. Als Christine nach der Zeche fragte, sagte ihr der Wirth, es hätte Junker Adalbert Alles berichtigt, Wein und Speisen für sie zurückgelassen, und ihm aufgetragen, Pferde für sie zu besorgen, da der Weg über das Gebirg für sie, zumal für den blinden Wolfram, zu beschwerlich seyn möchte. Mit herzlichem Danke gegen den Geber nahmen sie Alles an, nur von den Pferden machten sie keinen Gebrauch. Wolf-

ram fühlte sich stark genug, und, meinte er, ein blinder Mann, den heute eine so große Gnade erwarte, dürfe wohl seinerseits auch etwas thun, und dem lieben Gott entgegengehen, sollte es auch über zehn Berge seyn.

Und so stiegen sie wohlgemuth, bald betend und singend, bald in heitern gemüthlichen Gesprächen sich ermunternd, die Berge hinan. Wie ganz anders war es jetzt, als in jener Nacht, wo sie flüchtig, verfolgt, von Blitz und Donner bedroht, in diesen Bergen umher irrten! Da fühlte jedes, daß Gottes Gnade Großes an ihnen gethan hatte.

Es konnte nicht fehlen, daß sie in ihren Gesprächen auch auf die Gräfin Ludmilla und Junker Adalbert zu sprechen kamen. Christine erzählte nun mit gewohnter kindlicher Artigkeit, was gestern zwischen ihr und dem Junker vorgefallen, erzählte von der Gräfin schwerem Leiden und dem sehnlichsten Verlangen des Junkers, es möchte doch auch seiner kranken Mutter, wie Wolfram durch das Gebet seiner Tochter, geholfen werden. Nur dieß getraute sich das demüthige Kind zu sagen; daß sie, würde sie den Wunsch für die Gräfin, statt für den Vater opfern, eine Gräfin und die Besitzerin des Mandensteins werden könnte, verschwieg sie. Bertha und Wolfram ging die Krankheit der Gräfin Ludmilla, die jetzt Alles mit so großer Reue gut machen wollte, wie des Junkers Traurigkeit, recht zu Herzen. Wolfram aber kam plötzlich ein Gedanke eigener Art, wie er glaubte, ein ganz guter Gedanke. Und er wandte sich mit den Worten zu Christinen: „Liebes Kind, wenn Du für mich um das Augenlicht bittest, so bitte, es möge mir der allbarmherzige Gott selbes so geben, wie es mein Verlangen ist.“ Christine gelobte es, obwohl sie noch nicht verstand, was der Vater damit meinte.

Gegen Abend erreichten sie den ersehnten Ort. Mild und erquicklich leuchtete die Sonne über das Thal, und durch die Zweige der Ulme rauschten die lauen Lüfte, flüsternden Stimmen gleich, die sie hier begrüßten. „Führt mich zur Ulme, zum Bilde der seligsten Mutter,“ sprach in tiefer Bewegung der

Blinde, „und helft mir beten!“ Und er kniete sich nieder, ihm zur Seite Bertha und Christine, und es begann ein Ringen des brünstigsten Gebetes. Wie wurde es jetzt Wolfram zu Muthe! was hatte sich an diesem Platze für ihn nicht Alles begeben! Er sah hell und klar, als wäre es erst gestern geschehen, sich mit dem Kinde zur Taufe gehen, die wunderbare Frau in ihrer Milde und Herrlichkeit schwebte vor seinen Augen, er hörte ihre Warnung und jene liebevollen Worte, die er nicht beachtet zu haben, mit heißen Schmerzen bereute. Er sah wieder den geheimnißvollen Ulmenzweig, es öffnete sich vor ihm die Höhle mit den Schätzen, er schaute es, wie der Graf Raimund sich an ihn drängte, ihn verlockte, ihn blendete! Das Alles ging an ihm vorüber und ergriff sein Gemüth auf das heftigste; er flehte, er betete und rang zu Gott um Hilfe und Licht, und nicht blos für sich, auch für die, welche ihm am weheſten gethan und die litt, wie er; auch für die Gräfin Ludmilla rief er die Gnade des Allbarmherzigen und die Fürbitte der heiligsten Mutter an, ja, ein Opfer gelobte er für sie zu bringen, die Gnade der Heilung, welche ihm jetzt gewährt werden sollte, wollte er mit ihr theilen.

Mit gleicher Inbrunst flehte Bertha, flehte Christine zu Gott. Und Wolfram hörte es, wie seine Tochter, hingerissen von der Glut der kindlichen Liebe, mit lauter, ergreifender Stimme rief: „O wunderbare Frau! o höre mich, hilf mir beten und trage mein Flehen zu Jesu, Du liebreiche, Du mächtige Frau! Du hast versprochen, die Erfüllung eines Wunsches von Jesu zu erflehen! o so bitte, daß mein armer, blinder Vater das Licht der Augen, das ihm eine grausame Hand genommen, wieder erlange! O gnadenreiche Mutter, öffne seine Augen dem Lichte, auf daß er die Werke Gottes und Deine Liebe auf das Neue erkennen und den Allerhöchsten loben und Dich preisen möge.“

Und sieh', da schwand die Nacht vor Wolframs Augen, sie öffneten sich und — o Jubel und Entzücken — ihr erster Anblick war die Gestalt der heiligen, wunderbaren Frau. So herrlich und glanz-

reich, so voll Majestät und Holdseligkeit hatte er sie nie gesehen; sie neigte ihr in Liebe und Schönheit leuchtendes Antlitz zu Wolfram und sprach:

„Euer Gebet ist erhört! Dem Herrn des Himmels und der Erde gebt die Ehre und Ihm dankt. Wohl Dir Wolfram, daß Du Dein Leiden mit Geduld und Bußfertigkeit ertragen, Dein Herz von den irdischen Gelüsten abgekehrt und es Gott geschenkt hast. Der Herr war barmherzig, und hat die Nacht der Blindheit von Deinen Augen hinweggenommen. Und solche Gnade ward Dir zu Theil, weil Du Deine Tochter mit treuer Sorge vor der Sünde bewahrt hast, und sie mit kindlich reinem Herzen den Wunsch für Dich geopfert hat. Mit Wohlgefallen hat der Herr aufgenommen, daß Du für die Gräfin, die Dich so schwer gekränkt, zu ihm gerufen, ja die Hälfte Deines Augenlichtes für ihre Genesung darbringen wolltest. Und Er hat Dein Gebet erhört; die Gräfin verläßt ihr Krankenlager und Du wirst sehen auf beiden Augen bis zu Deinem Ende!"

Dann wandte sie ihr Auge mit dem Ausdrucke der innigsten Liebe zu Christinen. „Meine Tochter! mit Wohlgefallen hat es der Herr gesehen, wie Du in kindlicher Dankbarkeit Dich selbst verläugnetest und nur Das verlangtest, was zum Heile Deines Vaters war. Darum gestattet Dir Seine Huld einen zweiten Wunsch! darum wünsche, Christine, wünsche und der Herr wird erhören!"

„„Kann mein Herz einen andern Wunsch haben, als ein treues Kind meines Gottes und Heilandes zu seyn?"" rief Christine voll Innigkeit. „„O liebreiche Mutter, mein Wunsch ist, daß Er mich liebe, daß Er stets mit Wohlgefallen auf mich blicke, mein Wunsch, daß Du mich führest und behütest.""

„Wohl Dir, meine Tochter, Du hast das Beste erwählt! Gott, Seine Liebe, Seine Gnade — das ist das wahre Heil der Menschen, und Dir soll es zu Theil werden!" sagte die heilige Frau und segnend ruhten ihre Hände über der Jungfrau Haupt.

Dann sprach sie zu Bertha: „Du schwergeprüfte Frau! Die Du inmitten von Trübsalen und Küm-

mernissen auf den Herrn vertraut hast und eine treue Gattin und wachsame Mutter gewesen, jetzt wirst Du Ruhe finden. Schön und heiter wird der Abend Deines Lebens seyn, und was Du in Schmerzen ausgesäet hast, Du wirst es in Freuden einärndten. Gelobt sey der Herr des Himmels und der Erde!"

Bei diesen Worten wandte sie ihre Blicke noch einmal voll Huld und Liebe auf die Knieenden, und zum letzten Segen erhob sie die Hände, dann schwebte sie thronend in einer Lichtwolke dem Himmel zu.

Wolfram, Bertha und Christine lagen auf der Erde; betend, preisend und dankend streckten sie die Hände sehnsüchtig nach der wunderbaren Frau aus, als könnten sie von ihr nicht lassen. Wer aber mag den Himmel von Seligkeit schildern, der jetzt in ihren Herzen ruhte?!

Dreizehntes Kapitel.

Schluß.

Als sie nach einer Stunde heißen Gebetes die Ulme verließen, kam ihnen Adalbert im schnellsten Galoppe entgegen. Sein Antlitz schon verkündigte Freude; bei ihrem Anblicke sprang er vom Pferde, bot Wolfram die Hand, und bezeugte auf rührende Weise die Freude seines Herzens über sein wieder erlangtes Augenlicht. „Auch meine Mutter ist so eben genesen," sprach er, „und sie hat, von allen Schmerzen frei, das Lager verlassen, auf dem sie vier Jahre gelegen. Solche Gutthat verdankt sie, nächst Gottes Huld, Euerem vereinten Gebet, wie sie fest überzeugt ist; aber sie getraut sich nicht, Euch zu danken, bevor sie nicht weiß, daß Ihr Alles verzeiht, was sie Euch Böses in falschem Verdacht zugefügt hat, und um diese Verzeihung bitte ich, bittet sie von ganzem Herzen."

„„Und von ganzem Herzen wird ihr die Verzeihung gewährt,"" riefen Wolfram und Bertha einmüthig.

„Das will meine Mutter aus Euerem Munde selber hören," fuhr Adalbert fort, „sie selber will Euch heute noch danken; sie ersucht Euch, im Schlosse so

lange Eueren Aufenthalt zu nehmen, bis Euer Hof wieder wohnlich hergerichtet ist. Macht uns diese Freude."

Wolfram und Bertha willigten gerne ein. Nun ging es rasch dem Schlosse zu. Adalbert gab das Pferd seinem Knappen und ging mit ihnen unter fröhlichen Gesprächen längs der Buchen- und Eichenwaldung. „Verzeihst Du mir, Christine, mein ungestümes Benehmen bei der Kapelle?" begann einmal Adalbert. „Du kindlich treues Herz, sieh', nun wirst Du doch in den Mandenstein einziehen und meine Mutter wird Dich doch wie eine Tochter empfangen."

Die Jungfrau lächelte gerührt. „„Ich möchte Euerer Mutter dienen, dienen wie eine treue Magd, weil sie meine Eltern so aufnimmt!"" war ihre Antwort.

Sie hatten nun das Ende des Waldes erreicht, und der Mandenstein lag vor ihnen. Langsam — Wolfram war müde geworden — stiegen sie den Berg hinan; er konnte nicht satt werden zu schauen, und sein Auge an der Gegend zu weiden, die seine Heimath war, und die er so lange nicht gesehen hatte. Als er von weitem seinen Mayerhof sah, blieb er freudig stehen. „Sieh', Bertha! dort unsern Hof. Wir werden, will es Gott, bald darinnen wieder wohnen!" Sie kamen vor dem Thurme vorbei, in welchem er vor acht Jahren als Gefangener geschmachtet. Da hob Wolfram seine Augen thränenfeucht zum Himmel und dankte Gott. Wie ganz anders sah er ihn jetzt, sah er das Schloß wieder! Belastet mit einer schweren Anklage, verdächtigt eines Mordes, hatte er als Flüchtling den Thurm verlassen, und geehrt, von dem künftigen Herrn des Schlosses einbegleitet, von der gegenwärtigen Gebieterin erwartet, betrat er die Burg Mandenstein wieder.

An der Pforte des Schlosses harrte ihrer Gräfin Ludmilla. Sie, die so stolze Dame, reichte jetzt Wolfram bewegt die Hand, bat ihn mit rührenden Worten um Vergessenheit und Verzeihung des Vorgefallenen, und verhieß Ersatz jedwelchen Schadens, so weit es nur möglich wäre. Leiden und die schwere Heimsuchung des Herrn hatten auch dieß früher so hoffärtige Herz weich gemacht und von den bösen Regungen

gereinigt. Der Hof des Schlosses war mit Leuten angefüllt, die Wolfram wieder sehen wollten. Er hatte viele Feinde und Neider gehabt, aber sein Unglück hatte sie Alle versöhnt, und sie freuten sich seines Wiedersehens und noch mehr seiner Unschuld. Vor allem aber begrüßten die Gevattersleute am Rebhofe und die Burtenbauer den ehemaligen Gutthäter mit der innigsten Freude und Herzlichkeit. Auch ihre Weiber und Kinder, diese nun ziemlich herangewachsen, waren da und umgaben ihn, Bertha und Christinen mit den rührendsten Ausdrücken der Freude, so daß selbst die Gräfin Ludmilla davon ergriffen wurde. Und zu Christinen sprach Adalbert: „Deine Eltern halten heute eine gute Ernte! sie haben gar Vielen Gutes gethan, und heute sehe ich, daß es unter den Menschen noch dankbare Herzen gibt; ich will es auch machen wie sie!“

Die Gräfin Ludmilla und Adalbert führten nun Wolfram und die Seinigen hinauf in einen prachtvoll geschmückten Saal; dort stand ein herrliches Mahl für sie bereitet. So ward der Abend mit inniger Freude, aber auch mit herzlichstem Danke gegen den Spender aller Gnaden von der Gräfin und Adalbert, wie von Wolfram und den Seinigen beschlossen, und es braucht nicht erst erwähnt zu werden, daß zumal der wunderbaren liebreichen Frau mit besonderer Verehrung und Dankbarkeit gedacht wurde.

Wolfram blieb auf dem Schlosse, bis sein Mayerhof in wohnlichen Zustand gesetzt war. Die Gräfin ließ es sich nicht nehmen, ihn auf ihre Kosten herzustellen und mit allem Nöthigen auf das reichlichste auszustatten. Auch alle übrigen Gründe und Besitzungen wurden ihm zurückgegeben, so daß Wolfram schon als Grundbesitzer wieder ein wohlhabender Mann ward. Als er seinen Hof bezogen, versuchte es ihn öfters, nach den Schätzen zu sehen, die er daselbst an einem verborgenen Orte aufgehäuft hatte. Lange widerstand er der Lockung, zuletzt suchte er doch den Ort auf; er fand ihn unberührt, und noch lag das Gold massenweise in den Fässern aufgeschüttet, wie er es hieher verborgen hatte. Aber es versuchte ihn

nicht mehr; sein Auge blieb ruhig, wohl schlug sein Herz mächtiger, aber es war die Freude, die es zum schnelleren Pochen trieb, die Freude, mit diesen schon verloren geglaubten, nun aber wiedergefundenen Schätzen des Guten recht viel zur Ehre des Allerhöchsten und zum Besten der hilfsbedürftigen Menschen verrichten zu können.

Das that er denn auch; Ströme von Segen verbreitete er um sich, weniger durch Gold, als durch die Liebe und Weisheit, mit welcher er, der geläuterte, erfahrene Mann, seine Gaben zu spenden verstand. Bertha und Christine standen ihm bei in diesem Werke der Liebe. Der Reichthum des Kellers, so groß er auch war, ward bald erschöpft; unerschöpflich aber blieb der reiche Quell der Liebe und Güte seines Herzens, der fortfloß bis zum letzten Tage seines Lebens.

Als nun dieser herankam und Wolfram ausgesöhnt mit seinem Gotte, im Sterben dalag, öffnete er plötzlich die geschlossenen Augen und sprach fröhlich zu Bertha und Christine: „Sehet ihr die wunderbare Pathe? O Du liebe Frau, Du Gnadenmutter! nimm Du mich auf Deine Arme, und trage mich hinüber zu Jesu, Deinem Sohne, meinem Herrn!“

Da verklärte ein Schimmer unendlicher Freude das Antlitz des Sterbenden, und die Hände ausstreckend, bewegte er die Lippen wie leise betend. Ein Strahl des glänzendsten Lichtes durchleuchtete plötzlich das Zimmer, und es riß Bertha und Christinen auf den Boden nieder. Als sie sich wieder erhoben, hatte Wolfram bereits vollendet. Bertha neigte sich in Leid und Freude weinend über den verblichenen Gatten, dessen Züge selige Ruhe ausdrückten, und betete.

„Mutter,“ rief Christine tief bewegt, „das war die gnadenreiche Pathe!“

„„Sie war es! Lob und Preis ihrer Liebe und Barmherzigkeit, die ihm den Tod überwinden half und ihn zum ewigen Lichte geführt hat!““ war der Mutter Antwort. „„Möge die Gnadenmutter auch uns, möge sie allen Christen in der bittern Stunde gleiche Barmherzigkeit erweisen!““

Cassilda,

die Mohrenfürstin von Toledo.

Nach einer spanischen Legende.

Erstes Kapitel.

Don Sebastian und Ben David.

Im Jahre 711 nach Christus waren die Araber, von Verräthern gerufen, aus Afrika über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien geschifft, und hatten die Westgothen, die damaligen Herren des Landes, in der Schlacht bei Xeres de la Frontera gänzlich geschlagen. Nach dreijährigem schweren Kampfe bezwangen die Araber die übrigen christlichen Städte und Herrschaften bis auf Asturien. Hieher hatte sich ein Haufe edler Westgothen, Unterwerfung verschmähend, nach dem Unglücke von Xeres de la Frontera geflüchtet, und behauptete sich unter Anführung des heldenmüthigen Pelayo mit größter Entschlossenheit. Pelayos Nachfolger, tapfer wie er, schlugen nicht nur alle Angriffe der Araber (bald auch Mauren, Saracenen genannt) zurück, sondern sie brachen sogar aus ihren Gebirgsschluchten hervor und entrissen denselben Oviedo und Leon wieder. Das erste christliche Königreich stiftete Ordogno II. (914) zu Leon, und von nun an machten die Christen sichere, wenn auch langsame Fortschritte. Bald erhoben sich freilich unter furchtbaren Kämpfen die christlichen Königreiche Castilien, Navarra, Arragonien; auch zu Barcelona herrschten schon christliche Grafen. Ferdinand I., der Große (1035—1065), und sein Sohn Alfons bedrängten zumal die Saracenen, und nur durch die Hilfe, die ihnen Jussuf, der Fürst der Morobeten, aus Afrika brachte, konnten sich diese wider den Andrang der Christen behaupten. Was die Christen vornämlich begünstigte, war die Zwietracht, die mehr und mehr unter den

Saracenen einriß, mehr und mehr sie schwächte. Der Ommaijade Abdorrhaman (756—87) hatte das ganze arabische Spanien zu Einem Reiche vereinigt, dessen Hauptstadt Cordova war. Allein nach dem Erlöschen seines Hauses rissen sich die Statthalter der einzelnen Provinzen von Cordova los, und herrschten als unabhängige Fürsten, Emire oder Könige. Solche gab es zu Sevilla, zu Toledo, zu Merida. So dauerte der Kampf zwischen den Spaniern und den Saracenen, zwischen den Christen und den Muhamedanern 800 Jahre; 3700 Schlachten wurden geliefert, ehe die Muhamedaner, von der Standhaftigkeit der Christen überwunden, den Boden Spaniens verließen. Im Jahre 1492 eroberte Ferdinand, König von Spanien, Granada, die letzte Stadt, die den Saracenen geblieben. Knieend überreichte Zapuir, der Fürst der Saracenen, dem Sieger die Schlüssel der Stadt, und ging nach Afrika. —

Es war im dritten Jahrhundert dieses Kampfes auf Leben und Tod, zu der Zeit, wo König Alfons II. über Castilien herrschte, als ein junger, stattlicher Ritter über jene Gebirge zog, die auf dem rechten Ufer des Duero gegen Salamanca sich hinerstreckten, und gar oft der Schauplatz der hartnäckigsten Kämpfe zwischen Christen und Saracenen geworden waren. Denn durch diese Gegenden führten die Päße und Straßen nach Asturien und Gallicien, den letzten Provinzen, die den Christen geblieben; und von hier aus unternahmen es diese mit nie ermüdetem Eifer die stolzen Saracenen zu beunruhigen und zu demüthigen. Es war Sommer; glühend brannte die Sonne und nur langsam vermochte der Ritter, sein Pferd am Zügel führend, vorwärts zu kommen. Roß und Reiter waren sichtbar ermüdet und hatten allem Anscheine nach heute schon einen weiten Marsch gemacht. Doch schritten sie beide unverdrossen weiter, als läge ihr Ziel in der Nähe, und würde die freundlichste Aufnahme und beste Bewirthung sie für die erlittenen Beschwerden reichlich entschädigen. Offenbar mußte dem Ritter diese Gegend wohl bekannt seyn; denn

schnell und mit sicherm Blicke wußte er sich, wenn die Pfade sich kreuzten, zurecht zu finden, oder dort, wo sie im Sande oder in den Büschen zu verschwinden schienen, die rechte Richtung wieder einzuschlagen. So hatte der Ritter mit seinem Pferde nicht ohne Anstrengung die Spitze des Berges erreicht. Hier stand ein Kreuz mit dem Bilde des Heilandes und Seiner jungfräulichen Mutter. Wie hätte ein christlicher Ritter jener Zeit vorbei gehen können, ohne zu dem Erlöser ein kurzes Gebet zu senden, und sich dem Schutze Marias anzuempfehlen! Das that auch der Ritter; er nahm den Helm ab, bog die Kniee, und verrichtete jenes Gebet, das damals jedem spanischen Krieger aufgetragen war, das Gebet um Aufrechthaltung der Kirche und um Sieg im Kampfe gegen die Ungläubigen. Sobald er seine Andacht vollendet, gönnte er sich keine lange Ruhe, sondern bestieg, da es jetzt abwärts ging, und der Weg ein gutes Theil besser war, sein Roß, und hatte bald den Fuß des Berges erreicht, wo ein dichter, schattiger Wald ihn aufnahm.

Langsam, die Hand an das Schwert gelegt, die Augen immer auf der Wache, als fürchtete er einen verborgenen Feind, legte der Ritter den Weg durch den Wald zurück, und sah nun einen Bach vor sich, den die Regengüsse der letzten Tage zum Strome angeschwellt hatten. Zu seinem großen Mißvergnügen fand er die Brücke, die sonst an dieser Stelle über den Bach geführt, durch die Gewalt des reißenden Wassers weggerissen. Nur ein Fußsteig und auch dieser in der Mitte beschädigt, war geblieben, und er war wohl für einen kecken Fußgänger, der etwas wagen wollte, und im Nothfall auf seine Schwimmkunst sich verlassen konnte, gangbar, keineswegs aber für einen Reiter. Aber der Ritter war keineswegs der Mann, sich von einem Wasser, und wäre es noch so tief und breit gewesen, aufhalten zu lassen. Rasch trieb er sein Pferd in die Fluth. Muthig und sicher trug ihn das edle Thier hinüber, und ohne Gefahr erklimmte er das steile Ufer, als plötzlich ein lauter

Hilferuf und ein ängstliches Klagegeschrei aus dem Wasser zu ihm ertönte. Ueberrascht wandte der Ritter sich um, und gewahrte eine Mannesgestalt, die wohl, während er sich mühsam mit dem Pferde durch die Fluthen drängte, hinter ihm an den Bach gekommen und ihn auf dem Stege zu überschreiten versucht haben mochte. Der aber war, wie der Ritter jetzt gewahrte, unter ihm gebrochen. Es galt hier bei der Noth des Verunglückten ein rascher Entschluß, und der Ritter, eingedenk seines Eides, allen Bedrängten beizustehen, zögerte nicht, sich in das Wasser zu werfen und hatte das Glück, den Mann eben zu erreichen, als er gerade ermattet untersinken wollte. Mit kräftiger Hand faßte ihn der Ritter und hob ihn rasch hinter sich auf das Roß, ihm bedeutend, er möge sich an seinem Gürtel so gut als möglich festhalten. Das that denn auch der Mann und er faßte den Gürtel in seiner Todesangst so fest, daß derselbe, wäre er nicht von starkem Hirschleder und mit stählernen Stangen befestigt gewesen, sicher in Stücken zerrissen wäre. Auch dießmal brachte das starke Thier die doppelte Last sicher an das Ufer. Der Ritter stieg ab, und wollte auch seinem Schützlinge herabhelfen, als dieser ächzend und vor Erschöpfung halb ohnmächtig auf die Erde herabsank. Der Ritter warf einen scharfen, prüfenden Blick auf den Mann, beeilte sich aber dießmal keineswegs, ihm zu Hilfe zu kommen. —

„Ein Jude," rief er geringschätzend, „ein Jude! Wie kommt doch der daher? Will er Geschäfte mit Köhlern und Jägern machen? Doch, wo gibt es in Spanien wohl ein Flecklein Landes, wo man nicht einem Juden begegnet? Beim heiligen Jago! den Muth, auf diesem Stege sich über das Wasser zu wagen, hätte ich keinem Juden zugetraut;" setzte er nach einer Pause bei, und maß mit prüfendem Blick den jetzt in den Fluthen des Baches schwimmenden Steg. War es dieser Umstand oder das fortwährende klägliche Aechzen des Juden, was des Ritters Theilnahme erregte, er bot dem Leidenden eine Flasche mit Wein dar mit den Worten, daraus einen tüchtigen

Schluck zu thun, und das Gesicht sich damit zu waschen. „Die Flasche kannst Du behalten,“ fügte er bei, „denn Du begreifst, daß ein christlicher Ritter nicht mehr aus einem Gefäße trinken kann, das ein Jude berührt hat.“ —

Der Jude that schweigend, wie der Ritter geboten, während dieser sich selber vom Schmutze und Wasser reinigte und sein Pferd, das durch die zweimalige Wasserfahrt ermattet, verschnauben und auf der üppigen Wiese grasen ließ. In kurzer Zeit bewährte der Wein seine Kraft; der Jude athmete erleichtert auf und warf sich plötzlich seinem Retter zu Füßen, in einer Fülle von Worten seinen Dank ausdrückend. „„Möge Euch der Herr belohnen tausendfach und abermals tausendfach, was Ihr gethan habt dem armen Juden! Nie möge fehlen Euch seine Gnade und sein Schutz, und für jede Noth möge Er Euch senden Hilfe, wie Ihr sie mir gebracht. Ueber jedes Wasser sei Euch geschlagen eine Brücke, oder ein Schiff, wie die Arche Noe, führe Euch sicher hinüber. Der Herr gebe Euch die Weisheit Salomons, die Schätze Davids, die Stärke Samsons. Seine Engel geleiten Euch, wie Raphael einst hat begleitet den jungen Tobias. Bei der Nacht leuchte Euch der Mond, bei Tag die Sonne. Alle Euere Feinde sollen beugen sich vor Euch, und im Staube liegen zu Euern Füßen. Erfüllen sollen sich alle Euere Wünsche und was dazu beitragen kann ein armer Jude, das wird er thun gewiß!““

„Schon gut,“ unterbrach der Ritter den Dank- und Redseligen; „ich will schon glauben, daß Dir Alles vom Herzen geht, wiewohl ich nicht begreifen kann, daß es ein gar so verdienstliches Werk sey, einen Juden aus dem Wasser gezogen zu haben. Aber, wo hattest Du Deine Augen? ihr Juden sagt sonst: Das Wasser hat keine Balken. Sahst Du denn nicht, daß der Steg in der Mitte gebrochen und eine Oeffnung von der Länge eines Mannes hat? Du hättest entweder springen müssen wie eine Katze, oder schwimmen

wie ein Fisch, wolltest Du ohne Lebensgefahr auf dem Stege herüber kommen."

„„Edler Herr! Ihr habt Recht,"" war des Juden Antwort. „„Aber mir blieb ja keine Wahl. Wer geht nicht lieber durch das Wasser, als durch das Feuer? Räuber, wahre Drachen aus Amalek, haben mir unter dem Leibe erschossen mein Maulthier; sie hätten vielleicht mich geplündert oder gar ihr Eisen gestoßen in meine Brust, hätte der Herr nicht gegeben Stärke und Schnelligkeit meinen Füßen.""

Der Ritter horchte auf. „Wie, Räuber verfolgten Dich?"

„„So ist es, Herr! Sie hingen sich an meine Fersen wie brennendes Feuer. Ein kurzer Vorsprung machte, daß ich vor ihnen erreichte den Steg und in Euch ich fand den Helfer, der ihren Mörderhänden mich entriß.""

Der Ritter warf forschende Blicke umher. Die ganze Gegend war gebirgig und dicht bewaldet; selbst die Ufer waren mit Weiden und anderm Strauchwerke besetzt, so, daß dem Auge nach keiner Seite hin eine freie Aussicht sich öffnete. Nirgends regte sich etwas Verdächtiges. Nur das Geschrei der Raben und das Rauschen der Winde, welche immer mächtiger über die Wipfel der Eichen und Buchen strichen, unterbrach die abendliche Stille. Und dennoch war es dem Ritter, als hörte er von ferne ein leises Flüstern, als kröche es unter den Büschen und Sträuchern heran. Der Jude vernahm nichts. Aber noch hielt ihn die Angst gefaßt. Mit aufgehobenen Händen bat er den Ritter, er möge doch ihm gestatten, bei ihm bleiben und ihm folgen zu dürfen. Eine böse Ahnung sagte ihm, es sei die Gefahr noch nicht vorbei. Dasselbe Gefühl überkam auch seinen Retter.

„Aber, Jude! wohin willst Du?" fragte der Ritter, welcher im Vertrauen auf seine Stärke und treffliche Bewaffnung der Gefahr nicht achtete. „Ist denn Dein Weg der meinige?"

„„Auf diesem Weg' o Herr! könnt Ihr gelangen nur zu dem Schlosse Don Garcias' von Bellano, und dahin möcht' auch Euer Knecht.““

„Wie, Jude! nach dem Schlosse Don Garcias' willst Du?“ rief verwundert der Ritter. „Don Garcias hütete sich sonst vor Euch, wie Ihr Euch vor gewissen Thieren. Was hast Du dort zu thun?“

„„Die Zeit, Herr! ändert viel,““ antwortete der Jude, „„und gar Mancher, der Abrahams Volk verachtet und gehaßt, ist zurückgekommen von dem Unrecht. Ich ward gerufen nach Don Garcias' Schloß, um zu kaufen Pretiosen, Schmuck und andere Raritäten.““

„Was sagst Du? Im Schlosse Don Garcias' sollst Du Schmuck und Pretiosen kaufen? Du lügst, Jude! Don Garcias, der reichste Ritter weit und breit, ist gewohnt zu kaufen, nicht zu verkaufen und ein Jude wäre wohl der Letzte, zu dem er seine Zuflucht nähme.“

„„Herr! warum sollt' ich belügen Euch? Euch, den Retter meines Lebens? Es ist, Gott weiß es! doch so, wie ich zu Euch gesprochen. Schämt Ihr Euch der Begleitung des armen Juden nicht, so geht mit mir und Ihr werdet sehen, daß Wahrheit kam aus meinem Munde.““

Diese Nachricht hatte sichtbar den Ritter ergriffen. Nachdenklich und verwundert blieb er stehen und unwillkürlich wandte sich sein Auge mit dem Ausdrucke der Sorge und Bestürzung nach jener Gegend, wo Don Garcias' Schloß lag. Da zischte es plötzlich in der Luft. Ein Pfeil flog an ihm vorüber. Blitzschnell folgte ein zweiter, besser gezielt, er traf das Roß, welches dicht neben seinem Herrn weidete, und verwundete es am Halse tödtlich, so, daß es sogleich zusammen sank. Drei Schnapphähne, mit Schwert und Spieß wohl bewaffnet, brachen jetzt aus den Büschen und stürzten mit lautem Geschrei auf den Juden und den Ritter los. Der Jude stieß einen Angstruf aus; er wollte fliehen, allein der Schreck lähmte seine Füße; er brach halbtodt zusammen. Schon

packte ihn einer der Räuber und hob sein Schwert, ihn zu tödten. Der Ritter sah es. Er zeigte hiebei eben so viel Muth, als Geistesgegenwart. Der Anfall der Schelme erfolgte so überraschend und schnell, daß ihm zur Rettung des Juden nimmer Zeit blieb, das Schwert zu ziehen. Er hatte keine andere Waffe zur Hand, als seinen Helm, den er, sich zu kühlen, abgenommen. Den aber schleuderte er mit solcher Gewalt und Sicherheit dem Räuber, der eben dem Juden den Garaus machen wollte, an den Kopf, daß derselbe sogleich mit zerschmetterter Hirnschale zu Boden sank. Mit Blitzesschnelle griff er dann nach seinem guten Schwerte, gerade recht, um einen gewaltigen von dem andern Schnapphahne nach seinem bloßen Haupte geführten Streich abzuwehren. Dieser holte sogleich zu einem zweiten aus; aber der Ritter kam ihm zuvor und schlug ihm das Schwert so tief in die Schulter, daß er ächzend zu Boden sank und in wenigen Augenblicken eine Leiche war. Der dritte Schelm hatte nicht Lust, mit einem solchen Kämpen, wie der Ritter war, es aufzunehmen, sondern machte sich so schnell als möglich auf seine Füße.

Dies Alles war das Werk weniger Augenblicke.

„„Fallen auch Tausend an Deiner Seite und Zehntausend zu Deiner Rechten, so wird er Dir doch nicht nahen; denn er hat seinen Engeln Deinetwegen befohlen, Dich zu behüten auf allen Wegen,““ betete der Jude noch immer zitternd.

„Du hast nicht Unrecht, Jude!“ sprach der Ritter mit Ernst; „da haben die Engel Gottes mitgeholfen; das hätte gefährlich werden können. Sind das die Schelme, die Dich im Walde überfallen haben?“

„„Ja, Herr! dieselben.““

„Sie müssen einen andern Weg über das Wasser gefunden haben,“ meinte der Ritter. „Die Schufte! Ja, das ist ihre Art, zu schleichen wie die Katzen, und hinterrücks zu überfallen! Doch sie haben ihren Lohn! Aber mein armer Aquila!“ fuhr er fort und betrachtete mit schmerzlichen Blicken sein treues Roß, das bereits verendet war. „Du hättest auch einen

bessern Tod verdient, als von dem Pfeil eines Strauchdiebes zu sterben. Du wärest werth gewesen, von der Hand des besten Ritters den Todesstreich zu empfangen."

Der Jude indessen bemühte sich, seine Kleidung, die bei dem Ringen mit dem Schnapphahne übel zu Schaden gekommen war, etwas zu ordnen und seine Gurt fester zu schnallen. Das letztere Geschäft suchte er möglichst den Blicken des Ritters zu entziehen. Der aber gewahrte seine Vorsicht wohl und konnte sich trotz seines Aergers über den Verlust seines Pferdes eines spöttischen Lächelns nicht erwehren. „Ihr Juden bleibt Juden überall und allenthalben," hob er an und wies mit dem Fuße auf einige Goldstücke, die der Gurt entfallen und ungesehen von dem Juden im Grase lagen. „Führst Du solche Goldfüchse bei Dir, so ist es kein Wunder, wenn Dir Hunde der Art, wie diese Räuber da, nachspüren und Dich zu fangen suchen. Sie müssen von solchem Wilde Witterung gehabt haben." Sichtbar ward der Jude bei diesen Worten bestürzt und verwirrt. „„Was soll ich es läugnen? Ja, ich habe bei mir Geld, viel Geld. Soll ich ja kaufen im Schlosse Schmuck, edle Steine und kostbare Sachen."" Er schnallte jetzt seine Gurt ab, und öffnete sie. In der That, sie war gut gefüllt. Mit Erstaunen sah der Ritter diese Masse von Goldstücken, deren so viele auf einem Platze ihm wohl nie in seinem Leben vor Augen gekommen waren. Der Jude aber knieete nieder und bat mit gefalteten Händen: „„Herr! Ihr habt mir gerettet zweimal das Leben. Nehmt von diesem Golde was Euch beliebt, nehmt Alles, wenn Ihr wollt, und so es Euch nicht genügt, so begehrt mehr. Ben David wird sein Möglichstes thun, Euch zu befriedigen, weil Ihr ihn ja doch entrissen habt der Gewalt der Wasser und der Wuth der tückischen Räuber, und dabei sogar eingebüßt habt Euer schönes Pferd.""

„Da wäre dein Gewinn nicht groß," hob der Ritter trocken, aber nicht ungerührt an. „Da kämest Du doch um Dein Geld, und Dir wäre es zuletzt

gleich, wer es davon trüge, ein Räuber oder ein Ritter. Nein, Jude!" fuhr er mit stolzem, fast rauhem Tone fort, „ich wäre nicht werth, der christlichen Ritterschaft anzugehören, nähm' ich für solche That aus Deiner Hand einen solchen Lohn. Behalte Dein Geld. Don Garcias hat Pferde genug im Stalle und ich weiß im Voraus, daß er mir das schlechteste nicht geben wird."

„„So dank' Euch der Gott Abrahams, weil Ihr verschmäht den Dank des Juden,"" sprach dieser und barg sorgsam die Goldstücke in die Gurt. Dann fuhr er fort: „„So hab' ich geahnet wahr,"" sprach der Jude. „„So wollt auch Ihr nach der Burg Don Garcias'? Wollt Ihr Euerm Knechte erlauben, in Euere Fußstapfen zu treten und Euerm Schatten zu folgen? Noch bebt mein Herz vor Angst und hinter jedem Busche lauert der Wolf auf den armen Juden.""

„Meinethalben!" sprach der Ritter gleichmüthig, „nur sag' ich Dir, störe mich nicht durch vieles Geschwätz. Auch melde nichts auf der Burg von dem, was heute mit den Räubern vorgefallen. Hüte Dich, mit mir bekannt zu thun."

Der Jude neigte demüthig sein Haupt. Der Ritter warf noch einmal einen traurigen Blick auf sein todtes Roß, seinen treuen Gefährten in so vielen Schlachten und Gefahren, schnallte sein Schwert fester, und trat dann so rüstig auf, daß sein Begleiter Mühe hatte, ihm zu folgen. Die Berge schienen jetzt ihre Häupter zu neigen, ihre riesige Gestalten weicher und schlanker zu werden. Das Düstere und Rauhe der Felsen begann zu verschwinden. Ueppig wuchs das Gras mit Blumen untermischt an den Seiten des Pfades; die Felsenwand hinauf rankte sich der Epheu und das Geisblatt bis zu den Ulmen und Eichen, durch deren Laub die Strahlen der untergehenden Sonne leuchteten. Nur ein kleiner Hügel schied die Wanderer noch von dem Ziele ihrer Reise, und von der Spitze desselben gewahrten sie das Schloß, eben so berühmt durch die Festigkeit seiner Mauern, als durch den Adel und Muth seiner Besitzer. Die Burg

lag in einem Thale auf einer mäßigen Anhöhe, von hohen Bergen, wie von riesigen Wächtern umschlossen. Im Strahle der Abendsonne erglänzten die Zinnen der vier Thürme und diese waren es, welche vornämlich dem Schlosse die vielfach erprobte Stärke gaben. Doppelte Mauern von erstaunlicher Dicke verbanden die Thürme; tiefe Gräben umzogen sie und hatten mehr als einmal das Blut der Saracenen getrunken. Stolz und furchtlos schaute die Burg hinaus wie zum Angriffe herausfordernd, und es gewährte einen eigenthümlichen Anblick, zu den Füßen dieser kriegerischen Befestigungen die Frucht des Friedens, den Oelbaum, und weiter unten sogar die Rebe blühen zu sehen. So mild war hier die Luft, so fruchtbar der Boden. Hinter der Burg gewahrte das Auge eine etwa stundenbreite Ebene, bewachsen mit Korn und Weizen. Mitten in diesen üppigen Saatfeldern lagen die Maierhöfe und Schwaigen mit den Ställen des Burgherrn. Die Ebene selber ward durch große Buchenwaldungen geschlossen, die sowohl Holz als Wild im Ueberfluß nach dem Schlosse lieferten.

Zweites Kapitel.

Don Garcias und Donna Urraca.

Bei dem Anblicke der Burg begannen sich die Züge des Ritters zu beleben. Es schien, als stiegen in ihm angenehme Erinnerungen auf. Er verdoppelte seine Schritte, und bald hatte er die halbe Stunde zurückgelegt, welche ihn davon noch trennte. Aber je näher er dem Schlosse kam, um so seltsamer, ja unheimlicher däuchte ihm Alles zu seyn, er konnte sich einer bangen Ahnung nicht erwehren, als er an dem Thore läutete. Wohl gab der Wächter am Thurme mit seinem Horne das gewöhnliche Zeichen; aber der Ton des Hornes klang traurig, ja düster. Wie sonst öffnete sich sogleich das Eisenthor, die Wanderer einzulassen; aber

befremdet, erschrocken fast blickte der Ritter umher. Der große Hofraum, den er mit seinem Begleiter jetzt betrat, war so still und einsam, wie ausgestorben. Wie ganz anders war es damals vor acht Jahren, als er zum letztenmale bei Don Garcias hier einsprach und mit ihm gegen die Saracenen zog! Welch' ein Leben herrschte nicht in diesen Räumen! Da übten sich die Knappen und Reisige in Scheingefechten mit Schwert und Lanze; da tummelten Knechte die stattlichsten Hengste; Jäger mit ihren Hunden und Falken sammelten sich hier zur Jagd; die Pagen liefen auf und ab, die Gäste zu bedienen; aus den Fenstern und von den Balkonen herab ertönte das Lied der Sänger, die Don Garcias so hoch ehrte; — und jetzt begegnete ihm auf allen Seiten eine unheimliche Stille, eine düstere Leere. Eine tiefe Trauer hatte sich über die ganze Burg gebreitet, und jeder Stein schien sie zu theilen. Voll Unruhe eilte der Ritter auf die Pforte des Schlosses zu. Sie ging auf und vor ihm stand Pedro, der ihm wohlbekannte Burgvogt. Auch sein Antlitz trug die Farbe der Trauer; sein Haar war weiß geworden, und der Gram hatte tiefe Furchen in seine Züge gegraben. —

„Pedro!" rief der Ritter voll Unruhe, hastig die ehrerbietige Begrüßung des Burgvogtes erwiedernd, „was ist hier vorgefallen? Ist das die Burg Don Garcias'? Auch Euer Antlitz schaut wie die Burg so düster und traurig drein."

„„So ist es auch, Don Sebastian!"" sprach Pedro mit schmerzlichem Lächeln. „„Jammer und Kummer sind in diese Mauern eingezogen, und nicht eine Seele ist, die hier nicht klagt.""

„Bei St. Jago von Compostell! Ihr erschreckt mich. Sprecht frei heraus, was ist vorgefallen?"

„„Don Garcias —""

„Heilige Jungfrau! Ist er todt?"

„„Er lebt.""

„Gott sey gepriesen! — Pedro! führt mich sogleich zu ihm!"

„„Ach, Don Sebastian! da müßt' ich Euch nach

Toledo führen; denn dort schmachtet mein edler Herr in den Kerkern des Fürsten Aldemon.""

Ein Ruf des Entsetzens kam jetzt über die Lippen des jungen Ritters. Alles Blut wich bei diesen Worten aus seinen Wangen, und er bedurfte Zeit, sich zu fassen. Zwischen ihm und Don Garcias war das zarteste Band der Liebe und Freundschaft geknüpft. Er ehrte in Don Garcias seinen zweiten Vater; denn dieser war es, der nach dem Tode des leiblichen Vaters dessen Stelle vertrat, und für den verwaiseten Knaben mit wahrhaft väterlicher Liebe sorgte, so, daß er in allen ritterlichen Tugenden herangebildet und darin groß ward. Auch in spätern Jahren, als der Jüngling zum Manne heranwuchs, war er sein Freund geblieben, und zu jeder Zeit ihm hilfreich beigestanden. So begreift es sich, daß Pedros Trauerbotschaft das Herz des wackern Ritters wie mit einem glühenden Schwerte durchdrang.

„Pedro!" rief er und faßte heftig des Alten Hand, „erzählt mir Alles; verschweigt mir Nichts, sey es auch noch so bitter."

„„Vielleicht ist es Euch schon bekannt, daß vor etwa einem Vierteljahre Don Alphons, König von Castilien, und Aldemon, der Fürst der Saracenen von Toledo, einen Waffenstillstand auf sechs Jahre abgeschlossen. Mein edler Herr, Don Garcias, fiel ein paar Tage darnach in Aldemons Gebiet mit seinen Kriegern ein; denn ihm blieb der Abschluß dieses Waffenstillstandes unbekannt. Von keiner Seite war ihm eine Meldung zugegangen; gewiß auch er würde ihn gehalten haben. Aber Aldemon hatte durch Verrath von Don Garcias' Andringen Kunde erhalten, und leicht war es ihm, der jetzt alle seine Krieger vereinigen konnte, Anstalten zum Verderben Don Garcias' zu treffen. Don Garcias fiel in einen Hinterhalt. Von dreißigfacher Uebermacht umrungen, stritt er mit seiner Heldenschaar voll Tapferkeit, ewigen Ruhmes werth. Es sanken seine Treuen alle an der Seite ihres Herrn. Don Garcias selber, blutend aus mehreren Wunden, wollte die Seinigen nicht über-

leben, und trieb, den Tod suchend, sein Schlachtroß in die dicksten Haufen der Feinde. Aber die Saracenen wollten ihm den Tod nicht gönnen; auf das strengste hatte Aldemon geboten, Don Garcias nicht zu tödten, sondern lebend ihn zu fangen. Keinen Ritter unter den Christen gab es, den Aldemon grimmiger haßte, als meinen Herrn; denn keiner that des Schadens ihm so viel, als er. Deshalb hatte er seit langem schon ihm Rache geschworen, und jetzt schien ihm die Zeit gekommen, sie zu stillen. Ach, mein edler Herr! er ward vom Pferde gerissen, und halbtodt nach Toledo geschleppt, verhöhnt und in einen jener Kerker geworfen, wo Aldemon, der grausame Feind unserer heiligen Religion, die Christen martert, mit ausgesuchten Peinen sie quält. Denkt Euch, wenn Ihr es vermögt, den Jammer Donna Urracas, seiner Gattin, und seiner Töchter Donna Elvira und Donna Sol, als sie das furchtbare Unglück erfuhren! Aldemon, der Tyrann, verlangte mit Hohn eine Million Golddinare! Nennt mir den, der eine solche Summe aufbringen kann! Nicht Castiliens König, geschweige denn ein Ritter, sey er auch noch so reich, besitzt solche Schätze. O, was hat meine edle Gebieterin nicht gelitten! Seht, Don Sebastian! Alles, was sie hat, das macht sie zu Geld, den Gatten auszulösen. Verkauft sind alle Güter bis auf diese Burg mit den nackten Mauern; verkauft die herrlichen Rosse, verkauft die Heerden, entlassen ist der Diener Schaar; alles Gold und Silber — Ihr wißt, hier war Ueberfluß daran — ward eingeschmolzen, und selbst ihr letztes Eigenthum — dieß Schloß — verpfändet. So brachte, Alles opfernd, Donna Urraca 600,000 Golddinare zusammen und bot sie dem Saracenenfürsten an. Hohnlachend wies der Wütherich die unermeßliche Summe zurück, und schwur bei dem Barte seines falschen Propheten, er wolle an der Million nicht einen Heller nachlassen, wohl aber in jeder Woche das Lösegeld um 1000 Golddinare steigern. Umsonst ist auch König Alphons' Vermittlung. Aldemon gebraucht die lügenhafte Ausrede, daß mein edler Herr nicht als

Kriegsgefangener, sondern als Friedensbrecher anzusehen und zu behandeln wäre, und weist stolz das Fürwort von Castiliens König zurück.““

„Warum greift der König nicht zum Schwerte, den besten seiner Vasallen aus der Knechtschaft zu befreien?“ fragte der Ritter bewegt.

„„Don Alphonso ist erschöpft vom letzten Kriege,““ versetzte Pedro, „„und außer Stande, einen neuen zu beginnen. Das weiß Aldemon wohl. Auch hat mein edler Herr an seines Königs Hofe der Feinde viele, und sie lästern jetzt den gefangenen Löwen, vor dessen Blicken sie sonst erzitterten. Das Unglück lernt die wahren Freunde kennen. Glaubt mir, Don Sebastian! meine edle Gebieterin hat hierin bittere Erfahrungen gemacht, und sieht sich jetzt fast auf sich allein beschränkt. Tag und Nacht sinnt sie darauf, Don Garcias zu retten, mit Gebet, mit Thränen, mit jedem Opfer, das sie bringen kann. So will sie den von ihren Ahnen ererbten Schmuck, das letzte, was ihr geblieben, verkaufen, verkaufen das Andenken der theuern Eltern und frommen Pathen. Auf das neue sandte sie einen Boten nach Toledo mit Bitten und mit Anerbietungen, welche das härteste Herz zu rühren im Stande sind. Doch leider ist zu fürchten, daß auch dießmal Aldemon sich unversöhnlich zeigt — und dann, dann ist auch die letzte Hoffnung verschwunden.““

„Da sey Gott vor! Nein, der Heiland der Welt kann nicht zugeben, daß die Blume der christlichen Ritterschaft Spaniens in den Kerkern der Saracenen verdorre!“ rief Don Sebastian erschüttert. Nur zu bekannt war Aldemons Haß gegen die Christen und die Wuth, womit er sie verfolgte und in seinen Kerkern durch sinnreich erfundene Martern zu Tode peinigte. Don Garcias, sein tapferer Gegner unter den Christen, der Sieger und der Schrecken der Saracenen, hatte Aldemons Zorn zu schwer gereizt: es war zu fürchten, daß Aldemon die Befriedigung seiner Rachsucht allen Schätzen der Erde vorziehen und den edlen Gefangenen selbst dann nicht entlassen würde,

wenn auch das bedungene Lösegeld in glänzendem Golde zu seinen Füßen gelegt würde. Und welche Macht war stark genug, mit Gewalt von den Saracenen Don Garcias' Freiheit zu erzwingen? Dieser Gedanken konnte sich selbst Don Sebastians sonst so kühnes Gemüth nicht erwehren; sie stiegen in ihm auf, wie düstere Sturmwolken am Himmel, und umsonst blickte er in dieser Nacht nach einem tröstlichen Sterne. Er seufzte tief auf und verlangte dann zu Donna Urraca geführt zu werden.

„„Ich werde meiner hohen Gebieterin sogleich Euere Ankunft melden lassen,““ versicherte Pedro; „„gestattet mir nur indessen, Euch Euere Wohnung anzuweisen und für Euere Bewirthung geziemend Sorge zu tragen.““ Bei diesen Worten trübten sich auf das Neue die Züge des wackern Castellans und er fügte mit nassen Augen bei: „„Ach, Don Sebastian! auch hier werdet Ihr gar Vieles verändert finden!““ Pedro hatte wahr gesprochen; von der frühern Pracht in den Sälen, Gemächern und Gängen des Schlosses war nur sehr wenig geblieben. Alles, was nur im Mindesten einen Werth hatte, war verkauft worden, um das Lösegeld des Burgherrn zu mehren. Der Castellan führte den Ritter in sein Gemach; es war dasselbe, welches er bei seinem letzten Aufenthalte bewohnt hatte. Allein die frühere Herrlichkeit und der Glanz der Einrichtung war verschwunden. Nur das Nothdürftigste, das aber einfach und dennoch würdig, fand sich zur Bequemlichkeit der Gäste vor. Eben so verhielt es sich mit der Bewirthung. In Don Garcias' Burg waren ehedem die edelsten Weine Spaniens und Italiens geflossen, die köstlichsten Speisen standen in silbernen Geschirren auf den Tafeln, und Gerichte, wie sie nur am Tische der Fürsten von Cordova und Toledo zu finden waren, wurden den Gästen aufgesetzt. Und jetzt brachte Pedro dem Ritter eine Flasche jenes Weines, der auf dem Schloßberge selber wuchs und früherhin nur den niedern Dienstboten gereicht wurde, mit einem Stücke Wildbraten und Hausbrod auf irdenen Tellern. Dem alten Manne, dessen Stolz

es war, die Gäste auf das Beste und Prachtvollste bedienen zu können, schnitt es durch die Seele, dem Freunde seines Herrn nichts Besseres vorsetzen zu können. Don Sebastian begriff den Schmerz des treuen Dieners; er richtete einige Worte des Trostes und der Ermunterung an ihn. Es wollte aber damit nicht gehen. Sein eigenes Herz war zu sehr gepreßt, es bedurfte selber des Trostes. In Pedros Augen traten Thränen; er ging, sie zu verbergen.

An der Stiege traf der Burgvogt den Juden, der jetzt auf ihn mit den Worten zutrat: „Ich bin Ben David, der Jude von Riaza, nach welchem ist geschickt worden von der Herrschaft dieses Schlosses wegen des Kaufes von Schmuck und Raritäten."

Pedro zuckte bei dieser Rede zusammen. „„Heilige Jungfrau!"" sprach er vor sich hin, „„wie weit ist es nicht mit uns gekommen! Müssen wir zu solchen Leuten unsere Zuflucht nehmen!"" Dann gab er dem Juden einen Wink, ihm zu folgen, und begab sich in Donna Urracas Gemach, ihr die Ankunft des Juden wie den Besuch Don Sebastians zu melden. Nach wenig Augenblicken erschien er wieder, und führte den Juden ein; dann eilte er zu Don Sebastian mit der Botschaft, daß seine edle Gebieterin sich seiner Ankunft freue und ihn zum Abendessen nach einer Stunde in ihren Gemächern erwarte.

Diese Stunde war dem Ritter eine willkommene Frist. Er konnte sich während derselben sammeln und fassen. Er konnte auf Trostesworte denken, auf Rettungspläne sinnen. Allein, je mehr er dachte, je mehr er sann, desto bekümmerter ward sein Gemüth, desto heller trat das Trostlose und Schreckliche der Lage seines Freundes ihm vor Augen. So fand Pedro den jungen Ritter, als er kam, ihn zu Donna Urraca zu geleiten, und es mußte Don Sebastian alle Kraft aufbieten, um mit einiger Fassung vor ihr erscheinen zu können. Als er mit Pedro sich den Gemächern Donna Urracas nahte, verließ sie eben der Jude. Mit niedergeschlagenen Augen, tief sich verneigend, ging er

an dem Ritter vorüber, und dieser wußte nun, daß Ben David nicht gelogen hatte.

War Don Sebastian der Meinung gewesen, Donna Urraca würde bei seinem Anblicke sich ihrem Schmerze überlassen und in Thränen und Klagen ausbrechen, so hatte er sich gänzlich getäuscht. Die edle Frau empfing ihn mit der alten Liebe, aber mit ruhiger, würdevoller Fassung, welche bezeugte, daß in ihrem Herzen der fromme Glaube und die Ergebung einer wahren Christin lebten und ihr die Kraft gaben, jenes erschütternde Unglück zu ertragen. Wie tief ergriff nicht den Ritter der Anblick der so schwer heimgesuchten Donna! Allen Schmuck hatte sie abgelegt. Sie trug zum Zeichen ihrer Trauer wie eine Wittfrau ein langes schwarzes Kleid, mit einem Schleier von gleicher Farbe, der, zurückgeschlagen, ein Antlitz mit wahrhaft edlen Zügen schauen ließ. Der Schmerz hatte dieselben nicht entstaltet, aber sie merklich gebleicht, und den Glanz ihrer Augen, die noch vor Kurzem wie die Sonne geleuchtet, gemildert. In ernster Haltung ein Bild des tiefsten Schmerzens, aber auch der gänzlichen Ergebung stand sie vor ihm, die Züge durch einen Strahl der Freude verklärt, und seinen Gruß mit den Worten erwiedernd: „Gott sey gelobt, Don Sebastian, Der Euch hieher geleitet hat. In ein Haus der Trauer seyd Ihr jetzt gekommen! Pedro hat mir den Schmerz erspart, Euch unsern Jammer zu erzählen. Ach, Ihr könnt ja mehr, als jeder Andere, die Größe unserer Schmerzen ermessen, Ihr wißt am Besten, was wir verloren."

„„Die Christenheit verlor ihren besten Ritter!"" rief Don Sebastian mit hervorbrechendem Schmerze aus, „„und ich — ach! ich einen Vater!""

„Ihr habt Recht; ein Vater war Euch Don Garcias, der Euch von ganzem Herzen liebte! O, dieß edle Gemüth, wen hätte es nicht geliebt, wem nicht geholfen mit Gut und Blut!" Sie schwieg dann einige Augenbicke und fuhr dann ruhiger fort: „Wie erquickt es mich, Euch in dieser Noth bei mir zu sehen, Don Sebastian! Dem Bedrängten wird es leichter,

wenn er in der Jammerstunde den geprüften Freund um sich weiß."

""Was soll ich Euch sagen? trösten möcht' ich Euch; aber wo nehm' ich die Worte her? Das Herz ist mir des Jammers voll!"" sprach mit steigender Bewegung Don Sebastian. ""Ach, Worte helfen hier nicht! Sagt, edle Donna! was ich thun soll? Gebietet über mich, gebietet über meinen Arm, über mein Herzblut. Mit Freude will ich meine Freiheit opfern und statt seiner des Kerkers Ketten tragen, wird Don Garcias dadurch erlöset. Nicht blos meine Freiheit, lieber noch mein Leben geb' ich für ihn als Lösegeld her.""

„Wohl kenne ich Euere Liebe," begann Donna Urraca mit Rührung. „Ja, ich weiß es, Ihr würdet für Don Garcias' Rettung jedes Opfer bringen, und der Himmel wird's Euch lohnen. Könnte mein edler Gemahl durch Opfer gerettet werden, o gewiß, Euerer und unserer Liebe wäre keines zu schwer, und seine Ketten würden längst schon gefallen seyn. Aber ich fürchte, alle uns're Opfer erwirken Nichts. O, Aldemons Haß ist unversöhnlich! Die Löwen der Wüste möchte ich leichter zähmen, als diesen Saracenen, dessen Freude es ist, die Christen zu verfolgen und langsam hinzumartern!"

""Gebt die Hoffnung doch nicht auf, edle Donna!"" bat Don Sebastian. ""Lebt denn nicht ein Mächtigerer als Aldemon, dessen Hand den Himmel und die Erde hält, der mit Einem Hauche Völker und Könige niederwirft und erhöht, Der tödtet und belebt?""

„Wie könnt' ich meinen Jammer denn ertragen, hofft' ich nicht auf meinen Herrn?" erwiederte ergriffen die Donna. „Glaubt nicht, Don Sebastian! daß ich auch nur einen Augenblick ohne Hoffnung blieb, und meine Hoffnung setzt' ich nicht auf Menschenhilfe, meine Hoffnung war der Herr, der Wunden schlägt, aber sie auch wieder heilt. Zu Ihm fleht' ich ohne Unterlaß mit heißen Thränen, Der da dem Daniel aus der Löwengrube half und den Jonas aus dem Bauche des Wallfisches wieder zum Lichte zog.

Gewiß, auch in den Kerker meines Gemahls wird sich ein Strahl Seiner göttlichen Gnade senken, und seine Ketten werden fallen. Don Sebastian, das glaub' ich fest. O, daß es dem Herrn doch gefiele, die Stunde der Erlösung bald schlagen zu lassen."

Diese Kraft des festesten Glaubens verfehlte nicht, auch auf den Ritter einen wohlthuenden, erhebenden Eindruck zu machen. Ein solches Vertrauen, das fühlte er, konnte nicht wohl zu Schanden werden. Jetzt traten dann Urracas Töchter ein, Donna Elvira und Donna Sol. Sie waren, als Don Sebastian sie zum letztenmal gesehen, Kinder noch gewesen. Nun traf er sie als heranblühende Jungfrauen voll Anmuth und Güte, aber durch des Vaters Unglück auf das tiefste gebeugt; denn sie hatten noch nicht der Mutter Starkmuth. Bei Don Sebastians Anblicke brachen sie in Thränen aus, die nur um so reicher flossen, wie er sie zu trösten versuchte. Erst dann, als Donna Urraca liebreich zu ihnen sprach, wurden sie ruhiger. Da wandte sich Donna Elvira, die Aeltere, zu der Mutter mit den Worten: „Du hast, o Mutter! für des Vaters Befreiung Alles geopfert; gestatte auch uns, Deinem Beispiele nachzufolgen und eine kleine Gabe darzubringen. Gehört ja ohnedem Alles, was wir besitzen, Dir und dem Vater; denn von Euerer Güte kommt ja Alles."

Sie trat jetzt zu einem Tischlein, das an der Ecke des Fensters stand, und wie Don Sebastian nun bemerkte, mit einer Menge von Ringen, Perlen, Schnüren, Gürteln und andern Kostbarkeiten bedeckt war. Darauf legte Donna Elvira ein Diadem, strahlend vom Lichte der reinsten Diamanten, zwei Armbänder von arabischem Golde mit Rubinen besetzt, und eine Halsschnur von großen Perlen. Dann kam auch Donna Sol und brachte ihr Opfer, eine Krone vom feinsten Golde mit kostbaren Steinen, einen Gürtel von Purpur, wie besäet mit Perlen und Smaragden, und zwei Ringe. Glänzender und kostbarer als diese Edelsteine waren die Thränen, welche auf diese Gaben der reinsten Liebe niederfielen. Don Sebastian stand

tiefgerührt. Unwillkürlich riß es ihn hin, diese kindliche Hingabe zu preisen. Da wies ihn Donna Urraca mit einem ernsten Blicke zurecht. „„Was thun wir anders denn, als unsere Pflicht?““ begann sie. „„Wo ist das Weib, das nicht blos Hab und Gut, das gerne das Leben selber opfert für des Mannes Rettung? Was thut das Kind, das seine von den Eltern erhaltenen Geschenke für das Beste des Vaters opfert, wohl mehr, als seine Schuldigkeit? Glaubt nicht, Don Sebastian! daß uns diese Opfer schwer fielen, Gott weiß es, wir haben andere gebracht, und größere! Wir sind mit Freuden bereit, Alles, Alles zu opfern, ja unser Leben selber darzubringen, könnten wir den Vater dadurch erlösen, oder auch nur einen Theil seiner Schmerzen lindern.““

Da eilten Donna Elvira und Donna Sol zur Mutter, die ihnen aus der Seele gesprochen, und umfaßten sie voll Liebe und Zärtlichkeit. Dem Ritter begann das Herz immer höher, immer wärmer zu schlagen. Konnte er wohl hinter solchen Beispielen von Opfermuth und Seelengröße zurück bleiben? Don Sebastian erhob sich. Seine stattliche Gestalt schien noch größer zu werden, seine Augen leuchteten, seine Arme streckten sich zum Himmel aus, und er rief mit erschütternder Stimme: „Gold und Silber hab' ich nicht; aber was ich habe, was ich bin, das will ich mit Freuden darbringen für Don Garcias' Befreiung! Ich gelobe, dafür mein Blut zu verspritzen, dafür jedes Glied meines Leibes, ja mein Leben selber einzusetzen! Nicht rasten, nicht ruhen will ich, bis nicht Don Garcias erlöset und befreit unter den Seinigen auf seinem Schlosse sitzt! Das schwöre ich bei den Wunden dessen, der für uns am Kreuze gelitten und gestorben!“

Donna Urraca neigte ihr Haupt und sprach mit Demuth: „„Amen!““ Liebevoll blickte sie den jungen Ritter an. „„Gewiß, Don Sebastian! Ihr werdet das Eurige thun für Don Garcias' Rettung. Wem würde er wohl lieber die Befreiung verdanken, als Euch? Gott segne Euer Gelübde! Ich zweifle nicht,

daß Er mit Euch seyn wird, und unser Gebet wird Euch täglich begleiten.""

Pedro kam jetzt und meldete, es sey das Abendessen aufgetragen. Dasselbe war einfach und nicht im Mindesten mit jenen Mahlzeiten zu vergleichen, die Don Garcias und die Seinigen auch dann genossen, wenn sie (was aber ganz selten war) keine Gäste beherbergten. Donna Urraca zeigte auch in dem Gespräche, das sich bei Tische entspann, die Ruhe eines gläubigen, gottergebenen Gemüthes, das alle seine Sorgen und Hoffnungen auf den Herrn geworfen hat. Don Sebastian mußte über sein Leben und seine Thaten während der vieljährigen Abwesenheit berichten. Aber immer ging das Gespräch wieder auf Don Garcias und seine Befreiung. Natürlich, wovon das Herz voll ist, geht der Mund über. Da unterbrach Pedro das Gespräch mit der Frage, wie der Jude bewirthet werden und in welchem Gemache er die Nacht zubringen sollte?

„Zeigt ihm die alte Gastfreundschaft dieses Schlosses, von der weder Jude noch Saracene je ausgeschlossen war," erwiederte Donna Urraca. „Ich habe keine Ursache, mit Ben David unzufrieden zu seyn. Sagt ihm, Pedro! morgen werde ich mit ihm die Sache zu Ende bringen."

Don Sebastian's Augen wandten sich unwillkürlich nach dem Tischlein in der Ecke mit der Menge der Pretiosen. Wie groß mußte nicht der Reichthum des Schlosses seyn, das eine Fülle solcher Sätze in sich schloß! „Glaubt es mir, Don Sebastian!" begann Donna Urraca, „jetzt ist es uns leichter, nachdem wir für Don Garcias Alles, was wir hatten, geopfert haben. Was Ben David für jenes Metall und für diese Steine zahlt, ist keine unbedeutende Mehrung des Lösegeldes."

„„Möchte es nur groß genug seyn, Aldemons Geiz zu befriedigen!"" rief Donna Elvira.

Donna Urraca seufzte bei diesen Worten bekümmert auf und sprach: „Das muß sich bald entscheiden, meine Töchter." Das Horn des Thurmwächters mit seinem

eintönigen, traurigen Klange erscholl, ihre Worte wie bekräftigend, und die edle Frau erhob sich. „Das ist Julian," sprach sie sichtbar ergriffen; „er bringt die entscheidende Botschaft von Aldemon. O möchte sie tröstlich lauten! Wisset, Don Sebastian! ich habe das Letzte versucht; ich habe mein sämmtliches Vermögen für Don Garcias' Rettung dargeboten. — Jetzt wird es sich zeigen, ob auch dieses Anerbieten verschmäht ward."

Julian trat ein. Schon sein ernstes Antlitz verkündigte wenig Gutes. „„Gott segne Euch, meine edle Gebieterin! Er gebe Euch Kraft und Tröstung!"" hob er an. „„Euerm Befehl gemäß ritt ich nach Toledo, um Euer Schreiben an den Fürsten Aldemon zu überbringen. Donna! der stolze Saracene würdigte sich nicht, mit Euerem Gesandten zu sprechen. An seinen Hadschib (ersten Minister) ward ich gewiesen, und der war nicht weniger übermüthig, als sein Herr. Er schalt mich aus, daß ich, der Diener eines Grafen, mich vermessen, den großen Emir in Person zu sprechen. Alle Euere Vorschläge wurden mit Hohn verworfen, und auf dem geforderten Lösegeld mit Trotz bestanden. Ja nimmer genügt dem habgierigen Fürsten die ungeheuere Summe von einer Million Golddinare. Mehr noch will er. Für jede Woche, die seit Don Garcias' Gefangenschaft verflossen, verlangt der Wütherich neue 1000 Golddinare!""

Ein Schrei des Jammers entwand sich Donna Urracas Brust. Ihre Töchter standen da, bleich, ein Bild des Todes, die Hände zum Himmel ringend. So war auch die letzte Hoffnung verschwunden! Sie war nicht groß gewesen, diese Hoffnung; allein wie die Zunge eines Durstenden auch durch ein Tröpflein Wasser schon erquickt wird, so labt sich das Herz des Bekümmerten auch an dem kleinsten Strahl der Hoffnung. Aber Donna Urracas starkes Gemüth bedurfte nur weniger Augenblicke, sich zu fassen. Sie hob die Augen zum Himmel. „Herr!" rief sie mit lauter Stimme, „Dein Wille geschehe! Du hast ihn uns

gegeben, Du hast ihn uns genommen. Du kannst ihn wiedergeben. Dein Name sey gebenedeit! Meine Töchter! Ihr habt gesehen, daß die Menschen das Ihrige gethan und Nichts ausgerichtet haben. Aber deßhalb wollen wir nicht verzagen. Im Gegentheile, wir wollen desto getrösteter seyn. Das sey uns ein Zeichen, daß Gott selber helfen will, daß Er allein ohne Zuthun der Menschen helfen will, und diese Hilfe ist ja gewiß die beste!" Dann wandte sie sich zu dem Ritter: „Don Sebastian! morgen sehen wir uns wieder. Jetzt drängt es mich, zu Dem zu beten, Der allein mehr helfen kann. Ich habe viel, recht viel mit Ihm zu reden."

Sie eilte mit Donna Elvira und Donna Sol in die Kapelle des Schlosses und verharrte dort bis Mitternacht. Don Sebastian begab sich in sein Gemach; die ganze Nacht brachte er zu, Pläne entwerfend zur Rettung seines Freundes, und am Morgen sie wieder alle als unausführbar verwerfend. — Endlich schien dem muthvollen Ritter der kühnste Entschluß der beste. Er gedachte, geradezu in irgend einer Verkleidung nach Toledo zu gehen, und dort in Don Garcias' Nähe selber zu sehen, durch welche Mittel der Gefangene könne befreit werden. Donna Urraca pries zwar Don Sebastians Muth, aber die Hindernisse, die in Toledo zu überwinden waren, schienen ihr zu groß, als daß sie von diesem abenteuerlichen Zuge einen Erfolg erwartete. Doch Don Sebastian hoffte das Beste, und ließ sich durch Nichts aufhalten. Er wies auf sein Schwert. „„Hier ist,"" sprach der unverzagte Kämpe, „„mehr Stahl, als zu einem Dutzend Schlüssel nöthig, und dennoch bedarf es nur Einen, um Don Garcias zu erretten; das Uebrige wird Gott thun.""

Und nun litt es den wackern Ritter nicht länger mehr im Schlosse; es trieb ihn nach Toledo. Pedro, der Burgvogt, gab ihm das beste Roß, das noch im Stalle stand; die edle Donna mit ihren Töchtern den Segen und die besten Wünsche, und so trabte Don Sebastian am dritten Tage nach seiner Ankunft schon

über die Zugbrücke wieder hinaus, die vor kurzem noch den tapfern Burgherrn und seine muthige Schaar getragen hatte.

Drittes Kapitel.

Der Zug nach Toledo.

Don Sebastian hätte seinem Rosse Flügel gewünscht. Obgleich der gute Grauschimmel sich der möglichsten Schnelligkeit befliß, so erschien sein Trab doch nur wie Schneckengang gegen den flüchtigen Tritt seines Rothrosses, das ihm unlängst die Räuber erschossen. Als der Ritter daher an die Stelle kam, wo das edle Thier gefallen, entschlüpfte seinen Lippen unwillkürlich der Ausruf: „Armer Aquila, ein solches Roß wie Du, find' ich nimmer!"

„„Doch, edler Herr!"" erwiederte eine Stimme, und der Jude Ben David wand sich auf einem Maulthiere, das er im Schlosse aufgenommen, aus den Büschen hervor; „„ich getraue mir, Euch nicht nur zu schaffen ein so gutes, sondern auch noch ein besseres Pferd, wenn Ihr anders gebt Euerm Knechte die Erlaubniß.""

„Jeder Jude lobt seine Waare," sprach gleichmüthig der Ritter, ohne große Lust, das Anerbieten Ben David's anzunehmen, „das ist etwas Altes, und nirgends ist der Betrug so leicht und der Gewinn so sicher, als bei dem Pferdehandel. Sag' mir lieber, wie kommst Du daher? Ist Dein Geschäft im Schlosse schon zu Ende?"

„„So ist es Herr! ich habe gezahlt der Donna, was sie verlangte. Bei Moses und den Propheten! es war eine schöne Summe, und der Profit, Gott weiß es! ist eben nicht groß.""

Don Sebastian hätte der Betheuerung des Juden nicht geglaubt; aber Donna Urracas Worte bezeugten, daß er nicht log. Milder fragte er deßhalb weiter:

„Wo willst Du hin, Ben David? Das ist nicht der Weg nach Riaza, Deiner Heimath!“

„„Herr! Ihr habt Recht,““ erwiederte demüthig der Jude. „„Aber nicht achtet die Taube des Umwegs, kann sie unter dem Schutze des Adlers sicher vor Geiern erreichen ihr Nest. Vollendet das Werk Euerer Barmherzigkeit; gestattet mir nur so lange, als dauert der Wald, hinter Euch, jedoch nicht allzu weit entfernt, mit meinem Maulthiere ziehen zu dürfen. Der arme Jude hat zu viele Feinde, die alle lauern auf ihn, obgleich er oft weniger hat, als Nichts. Nur bis zu dem Ende des Waldes bitte ich Euch, mir zu gönnen Euern Schatten; dort fängt an die Heerstraße und die größere Sicherheit; und in wenigen Stunden hab ich dann erreicht die Heimath.““

Der Ritter hatte eben keine große Freude, einen Juden als Begleiter zu haben. Allein zuletzt war eine Begleitung doch besser, als gar keine, und Donna Urraca war mit ihm zufrieden. Der Jude konnte auf seinem Maulthiere in dieser so bergigten Gegend leicht Schritt halten. Desto härter aber hielt es für den redseligen und keineswegs ungebildeten Sohn Abrahams, den Ritter in ein Gespräch zu bringen, so oft er auch dazu den Anfang gemacht hatte. Don Sebastian, in dem Stolze eines abendländischen Ritters, hatte keineswegs Lust zu einer längeren Unterhaltung mit einem Juden; er antwortete kurz, ernst und trocken. Es wären die Worte, die beide Wanderer mit einander sprachen, gar leicht zu zählen gewesen, als sie ungefährdet den Saum des Waldes erreichten, wo ihre Wege sich schieden.

„„Gepriesen sey der Herr!““ rief der Jude jetzt erleichtert. „„Die Drachen aus Amalec haben es nicht gewagt, mir etwas zu thun zu Leide; schon der Blick Euerer Augen hat erschreckt die Schelme;““ und so ergoß er sich nach der Weise seines Volkes in einen Schwall von Danksagungen, Lobesworten und Segenswünschen. Sie anzuhören, hatte Don Sebastian keineswegs Lust; er spornte daher, dem Juden einen kurzen Gruß zuwerfend, seinen Grauschimmel so

kräftig, daß sich dieser überstürzte. Der Ritter sprang zu rechter Zeit aus dem Sattel und nahm keinen Schaden; aber das Pferd hatte sich dergestalt am Kniee des rechten Vorderfußes verletzt, daß es kaum im Stande war, ihn diesen Tag noch weiter zu tragen. Don Sebastian konnte über diesen schlimmen Zufall sein Mißvergnügen nicht verbergen. —

„„Aber, edler Herr!““ hob Ben David an, „„warum blickt Ihr so ärgerlich? habt Ihr denn nicht die Wahl unter den schönsten Pferden Spaniens und Arabiens? Liegt es ja nur an Euch, noch heute zu besteigen das beste Roß!““

„Was sagst Du?“

„„Die Wahrheit sage ich; Euer Weg führt Euch in einer Stunde nach Mora. Dort wohnt Ruben, einer meines Stammes, und ein Pferdehändler. Ich weiß genau, daß er hat zwanzig Pferd im Stalle, davon eines schöner ist, als das andere; kein Chalife dürft' sich ihrer schämen.““

„Und das Geld? Jude! Ihr seyd theure Leute.“

„„Nicht doch, Herr! Geld braucht Ihr keines zu diesem Handel. Wollet nur geben dem Ruben dieß Papier, und er wird Euch geben, was Ihr verlangt.““ Bei diesen Worten zog Ben David einen Streifen Papier aus der Tasche und schrieb einige hebräische Zeichen hinauf. „„Auf diesem Papier,““ fuhr er fort, und gab es Don Sebastian, „„steht geschrieben, daß ich für Euch Bürgschaft leiste für jeden Handel, den Ihr mit Ruben macht. Auch dürft Ihr Geld begehren und Ruben wird es Euch geben, und sollten es auch seyn 10,000 Golddinare.““

„Und Ben David! hast Du keine Sorge für die Zahlung?“

„„Was sollte ich haben Sorgen? Weiß ich doch, daß Ihr zahlen werdet einen armen Juden, dem Ihr gerettet habt das Leben. Und wollt Ihr ihn nicht bezahlen, so ist es auch recht, und Ben David wird Euch nicht fordern. Er wird denken an den Bach und an die Räuber und sich schätzen glücklich, daß er dem Retter seines Lebens helfen konnt' aus einer Noth.““

„Du sollst bezahlt werden, Jude! darauf geb' ich Dir mein Wort!" betheuerte stolz Don Sebastian, „komm' ich anders lebend von dem Gange zurück, den ich jetzt vorhabe. Solltest Du aber von meinem Tode hören, so wende Dich an Donna Urraca, und Du wirst Alles erhalten, was ich Dir schulde!" In der That, es blieb ihm nichts anderes übrig, als des Juden Anerbieten anzunehmen. Er hatte, was Geld und Rüstung anbelangt, auf Don Garcias' Güte mit Sicherheit gerechnet, und er bedurfte eines tüchtigen Rosses und eines vollen Beutels um so mehr, je weniger er hoffen durfte, mit leeren Händen seinen Zweck zu erreichen.

Die beiden Wanderer trennten sich hier. Keiner ahnete, daß sie sich bald wieder begegnen und zwar unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen begegnen sollten. Don Sebastian dankte Gott, als er das Städtlein Mora vor sich sah; sein Gaul war erschöpft und lendenlahm bis zum Umfallen. Weislich stieg der Ritter eine Viertelstunde vor dem Städtlein ab, und ließ dem Grauschimmel die Freiheit, hinzugehen, wo es ihm beliebte. Er suchte in Mora sogleich Ruben auf, und fand ihn um so leichter, da derselbe nach der Sitte seines Volkes wohl ein Dutzend Gewerbe trieb, und mit Wolle, Pferden und Seide handelte, und nebenbei noch eine Weinschenke hielt. Er empfing den Ritter mit großen Ehren und neigte sich vor ihm bis auf die Erde, als er ihm Ben Davids Schreiben sehen ließ. Sogleich führte er Don Sebastian in seine Stallung, und wahrlich! Ben David hatte von der Schönheit dieser Pferde nicht zu viel gesagt; es waren erlesene Thiere, meist vogelschnelle Renner aus Arabien, von schlankem, kräftigen Wuchse, mit flammenden Augen und zierlichem Kopfe. Don Sebastian wählte sich alsobald das beste Roß heraus. Ohne Weigerung überließ ihm Ruben dasselbe, mit dem Bemerken, er hätte als Kenner gewählt.

„Bist Du es zufrieden," fragte der Ritter, „wenn ich Ben David als Bürgen für die Zahlung stelle?"

„„Herr! wer könnte wohl verlangen eine bessere

Bürgschaft, als ihn? Ben David's Name ist besser, als baar Geld.""

„So gib mir auf seinen Namen 1000 Golddinare," fuhr Don Sebastian, Ruben prüfend, fort.

„„Hier sind sie, Herr!""

„Ich brauche noch 10,000 andere."

Ruben schloß seine Lade auf und stellte zehn Beutel auf den Tisch. „„Hier habt Ihr, was Ihr verlangt. Braucht Ihr mehr?""

„Es ist genug," versetzte Don Sebastian nicht ohne Staunen. „Sag' mir aber einmal, wer ist dieser Ben David, daß Ihr ihn also ehrt?"

„„Ben David's Name ist angenehm bei dem Herrn und beliebt bei den Menschen. Angesehen ist er bei den Hohen wie bei den Niedern. Keiner seines Volkes gleicht ihm weder an Wissenschaft, noch an Reichthum. Der Herr gab ihm schon bei der Geburt die Weisheit des Moses, die Gnade Davids und Judas' Glück. Fraget nach, von den Quellen des Bidossoa bis zu dem Ursprunge des Tajo ist geehrt Ben David, und jede Hand seines Volkes erhoben, nach seinem Willen zu thun. Jedes Ohr lauschet, öffnet er in der Synagoge seinen Mund, und sein Rath ist kostbarer als Perlen.""

Nicht ohne Verwunderung hörte Don Sebastian dieß Lob Ben David's. Ihm war Ben David nur als ein Jude gewöhnlichen Schlages erschienen, Schacher treibend und Gewinn suchend, wie die Meisten seines Volkes. Nur sein großes geistvolles Auge, und der ernste, fast schwermüthige Ausdruck seines Gesichtes ließ eine begabtere Natur ahnen. Indessen waren die Juden damals gewohnt, nicht bloß ihre Reichthümer an Gold und Silber, sondern selbst die Reichthümer ihres Wissens vor neidischen Augen zu verbergen, und Don Sebastian sollte sich bald selber überzeugen, daß Ruben nicht zu viel gesprochen hatte. Ueberhaupt waren damals schon die Juden in Spanien mächtig, sowohl durch Anzahl und noch mehr durch Reichthum; denn der Handel ging größtentheils durch ihre Hände. Fast in jeder Stadt gab es Juden, und

sie wußten durch Schlauheit und ihr Gold die Gunst der Saracenen zu erwerben, denen sie auch in ihrem Kampfe gegen die Christen bald offen, bald heimlich die wichtigsten Dienste leisteten. —

Ein gutes Schwert an der Seite, einen vollen Beutel in der Tasche, reitend auf einem Renner, der seines Gleichen suchte, fühlte sich Don Sebastian noch einmal so leicht. Je näher er an Toledo kam, um so bewegter ward sein Gemüth und alle seine Gedanken richteten sich auf das Eine Ziel, Don Garcias zu retten. Allein auf welche Weise? Daß Don Garcias nur durch List erlöset werden konnte, war klar. Aber so tapfer der Ritter auch mit dem Schwerte darein zu schlagen wußte, so wenig wollte sich ihm ein guter Gedanke für des Gefangenen Rettung bieten. So war Don Sebastian zweifelnd, ohne festen Entschluß, bis zu einem Flecken, zwei Stunden von Toledo gekommen, als ein heftiges Gewitter ihn zwang, hier einzukehren. Er blieb nicht der einzige Gast in der Schenke. Bald nach ihm kam eine kleine Abtheilung saracenischer Soldaten, die, wie er, in der Schenke Schutz vor dem Wetter suchten. Natürlich erregte die Gegenwart Don Sebastians ihre Aufmerksamkeit. Allein es hatte dieser nichts zu fürchten. Es war Friede, und ohne Gefahr und Hinderniß konnten die Christen auf den Straßen, durch die Städte der Saracenen reisen und daselbst sich aufhalten. Trotz der gegenseitigen Abneigung hatte doch das Gebot der Noth und die Politik zwischen den Saracenen und den Christen ein erträgliches Zusammenleben vermittelt. Die Christen durften ihre Religion ausüben, hatten ihre eigenen Gesetze und Richter und Zutritt zu gewissen niedern Aemtern. Dagegen mußten sie bestimmte Abgaben leisten, und im Kriege sich verwenden lassen. Selbst eheliche Bündnisse fanden in der ersten Zeit zwischen Saracenen und Christen statt, bis dieselben auf das Ernstlichste von der Kirche verboten wurden. Sogar die Gotteshäuser hatte man gleich nach der Eroberung mit einander gemein. Eben so ward der Verkehr zwischen den Fürsten der Saracenen und

der Christen in Spanien ein sehr lebhafter. Dieselben besuchten sich wechselseitig, schlossen Bündnisse miteinander und zwar nicht selten gegen die eigenen Glaubensgenossen. Die christlichen Jünglinge aus allen Ländern Europa's besuchten die Schulen der Araber in Spanien. Nicht mit Unrecht galten diese damals für das gebildetste Volk der Erde, und ihre Philosophen, Aerzte, Dichter und Künstler waren berühmt in aller Welt.

An der Bewaffnung der Soldaten, die ein Panzerhemd von Silber, einen leichten stählernen Helm mit Schild, Speer und einem zweischneidigen Schwerte trugen, erkannte Don Sebastian, daß sie zu der Leibwache des Fürsten von Toledo gehörten, und nun hatte er noch weniger zu fürchten. Dieselbe bestand meist aus Ungarn und Slavoniern, die da theils im Kriege von den Saracenen gefangen, theils auf dem Sclavenmarkte jener Zeit, in Alexandrien, gekauft, oder von den Venetianern um schweres Geld herbeigeschafft wurden. Die Wenigsten verstanden die Arabische Sprache, aber das war in den Augen der saracenischen Fürsten für sie eine Empfehlung, da sie sich deßhalb nicht so leicht mit den neuerungslustigen Moslemin einlassen und ihre rebellischen Pläne unterstützen konnten. Die Fürsten hielten diese Leibwachen hoch in Ehren, und gaben ihnen den Vorzug vor den andern Kriegern ihres Heeres. Nur die nächsten Verwandten oder erprobte Männer setzten sie zu Obersten über die Leibwachen. Jedoch durften die untern Stellen auch von zuverlässigen Christen bekleidet werden. Der Sold war sehr hoch, die Verpflegung die beste, und die Beförderung für Solche, die sich durch Treue und Muth ausgezeichnet hatten, sicher.*)

Der Anführer der Abtheilung, ein ältlicher Mann von stattlichem Aussehen und dem Anscheine nach ein Christ, knüpfte ein Gespräch mit Don Sebastian an, und fand an dessen offenen, muthvollen Antworten

---

*) Geschichtlich. Siehe Aschbach's Geschichte der Ommajaden in Spanien.

Gefallen. Er machte ihm den Antrag, Dienst in der Leibwache des Königs zu nehmen, und verhieß ihm Gold, Ehre, Wohlleben und Alles, was ein junges, kühnes Herz verlocken kann. Was konnte dem Ritter in dieser Lage wohl angenehmer seyn, als ein solches Anerbieten? So konnte er auf die bequemste und sicherste Art Toledo, wo König Aldemons Schergen jeden Fremdling auf das Genaueste beobachteten, betreten, so fand er auch zugleich die beste Gelegenheit, in Don Garcias' Nähe zu kommen, da den Leibwachen auch die Hut über die Kerker anvertraut war. Nach kurzem, mehr scheinbarem als wirklichem Bedenken erklärte sich Don Sebastian zur großen Freude des Anführers bereit, in die Leibwache einzutreten, und die anwesenden Mitglieder derselben begrüßten mit Vergnügen den neuen, stattlichen Waffenbruder, der noch diesen Abend mit ihnen seinen Einzug in Toledo hielt.

Toledo liegt auf dem rechten Ufer des Tajo, von dessen Wellen auf drei Seiten umspült. Die Größe der Stadt, die Pracht und Herrlichkeit ihrer Straßen und Gebäude erfüllte selbst Don Sebastian, der auf seinen Zügen als Kreuzesritter die berühmtesten Städte des Morgen- und Abendlandes gesehen, mit Erstaunen. Toledo zählte zu jener Zeit wohl eine halbe Million Menschen in seinen Mauern, die in 80,000 Häusern lebten, und trotz dieser unermeßlichen Ausdehnung stand sie doch Cordova nach, die damals wohl die bevölkertste Stadt Europa's war, fünf Meilen in der Länge, anderthalb Meilen in der Breite hatte, und 212,000 Häuser und Gebäude in sich schloß. Starke Ringmauern umgaben Toledo, und außerdem war sie noch durch eine Festung geschützt, die am linken Ufer auf einem jähen Felsen sich erhebt. Es gab in der Stadt Straßen, wo Pallast an Pallast sich drängte, wo Moscheen mit Hallen von kostbarem Marmor, mit Gärten, Bädern und Wasserleitungen abwechselten. Don Sebastian betrat mit nicht geringerm Erstaunen die Caserne der slavonischen Leibwachen; mancher König des Abendlandes wohnte nicht so gut und schön, wie sie. Aber Alles zu Toledo übertraf der Pallast des

Fürsten. In ihm war Alles vereinigt, was die ausschweifendste Phantasie an Glanz, Pracht und Herrlichkeit ersinnen kann. Es war dieser Pallast mehr eine Stadt zu nennen; denn er bestand aus einer Reihe der prachtvollsten Gebäude, die sich vom Mittelpunkte der Stadt bis zum Tajo, mit den Gärten wohl eine halbe Stunde lang, hinzogen. Ueber alle Gebäude ragte der Pallast des Fürsten empor, getragen von dreitausend Säulen des kostbarsten Marmors, welcher aus Italien und Frankreich herbeigeschafft worden war. Der ganze Pallast strahlte im Glanze des reinsten Marmors, des durchsichtigsten Spiegelglases, und der edelsten Metalle; namentlich waren Gold und Silber allenthalben mit wahrer Verschwendung angebracht. Die Dächer waren mit eingelegter Arbeit verziert, eben so die bald goldfarben, bald himmelblau bemalten Fußböden der Säle und Gänge. Das Gebälke, die Haupt- und Seitenpfosten bestanden aus erlesenem Cedernholz voll des kunstreichsten Schnitzwerkes. Der prachtvollste und reichste Theil des Pallastes hieß der Fürstensaal; die Wände und der Fußboden waren hier von kostbarstem Marmor, die Seiten und Decken mit Gold, Perlen, Basreliefs und Arabesken auf das prachtvollste geschmückt. Vor Allem ward hier ein Springbrunnen bewundert, in der Mitte des Saales stehend, und aus Jaspis gebildet. Zwölf Thiere, Löwen, Drachen, Krokodille, Adler, Tauben, Pfauen darstellend, aus massivem Golde und mit Edelsteinen besetzt, umgaben ihn, und aus ihrem Rachen floß das Wasser. In der Mitte über dem Wasser schwebte in einem großen Becken ein goldener Schwan von bewunderungswürdiger Arbeit, ein Werk der berühmtesten Künstler von Constantinopel. Darüber hing von der Decke eine kostbare Perle, ein Geschenk des griechischen Kaisers Leo. Auch in den andern Sälen und Gemächern herrschte die üppigste Pracht; sie waren mit Vorhängen, Tapeten und Schmuck aus Gold und Seide auf das reichste ausgestattet. Keine Handbreit blieb hier ohne Schmuck; Blumen, Landschaften und Thiere waren

darauf so natürlich und täuschend dargestellt, daß man nach der Versicherung von Augenzeugen versucht war, sie für natürlich und lebendig zu halten.

Wie gerne hätte Don Sebastian all' diesen Glanz und diese Herrlichkeit, die seinen Augen so oft geboten wurden, dahin gegeben, um auch eine Stunde nur in Don Garcias' düsterm Kerker zu weilen! Der Kerker, wo die Christen und auch Don Garcias schmachteten, lag ganz in der Nähe des Pallastes Aldemons, und war mit demselben durch einen unterirdischen Gang verbunden. Denn der Emir machte sich öfters das grausame Vergnügen, die Gefangenen zu besuchen, aber nicht um ihre Leiden zu erleichtern, sondern durch seine Gegenwart, durch seinen Hohn und Spott zu mehren. Aeußerlich war auch der Kerker prachtvoll und im Einklange mit der übrigen Herrlichkeit des Pallastes; aber im Innern glich er einer wahren Mördergrube. Nichts war vergessen, was den Jammer der Gefangenen vergrößern konnte, und nur mit Schrecken und Verdruß bezogen die Leibwachen ihre Posten im Kerker. Don Sebastian war der Einzige, dessen Herz im Stillen vor Freude pochte, wenn die Reihe, die Wache im Kerker zu halten, an ihn kam. Durfte er ja in der Nähe seines geliebten Freundes weilen, hatte er vielleicht das Glück, seine Stimme zu hören, vielleicht gar durch einen günstigen Zufall sein Antlitz sehen zu dürfen.

So hatte der Ritter bereits das sechstemal die Wache im Kerker gehalten, ohne auch nur die mindeste Spur von Don Garcias' Aufenthalt entdecken zu können. Fast wollte er verzagen. Wiederum war er zum Dienste in dem Kerker berufen worden. Es war der Abend vor dem Feste der Himmelfahrt der seligsten Jungfrau, und es drängte ihn, die Mutter der Barmherzigkeit, die Trösterin der Betrübten, um ihre mächtige Fürbitte für sich und Don Garcias anzuflehen. Schon ging es auf Mitternacht, noch eine Stunde und die Zeit seiner Wache war vorbei, und wieder hatte er von seinem Freunde nichts entdecken können. Wie nun Don Sebastian bekümmert umher-

schaute, als wollte er mit seinen Augen die Wände und Mauern durchdringen, sah er am Ende des Ganges den bleichen Schein eines Lichtes. Gestalten bewegten sich immer näher heran, und mit Erstaunen erkannte Don Sebastian den Fürsten Aldemon, der begleitet von Hakim, dem Obersten der Leibwachen, und Ali, dem Aufseher des Kerkers, nach seiner Gewohnheit die Gefängnisse besuchte. Sie kamen jetzt zu Don Sebastian. Aldemon warf einen scharfen Blick aus den wilden Augen auf ihn und fragte dann leise den Hakim, auf den Ritter weisend: „Kannst Du Dich auf diesen da verlassen?"

„„Gewiß, mein Gebieter! er gehört zu den Besten Deiner Leibwachen.""

„So soll er uns begleiten," fuhr Aldemon fort; „vielleicht brauchen wir seinen Arm."

Hakim gab dem Ritter einen Wink und flüsterte ihm zu, stumm wie ein Fisch und gehorsam wie ein Hund zu seyn. Schweigend that Don Sebastian wie ihm geboten, und folgte ihnen durch eine Menge von kunstvoll ineinander verschlungenen Gängen zu einer kleinen Thüre, die von Eisen und mit drei Schlössern versperrt war. Ali öffnete sie. Sie traten ein. Eine Mannesgestalt knieete am feuchten Steinboden, in der Hand ein Kreuz aus zwei keinen Holzstücken gemacht, das Haupt voll grauer Locken demüthig zur Erde geneigt, und mit solcher Inbrunst der Andacht hingegeben, daß er die Eintretenden nicht zu bemerken schien. Ali trat mit der Lampe näher. Wie ward es dem Ritter, als er in dem Manne seinen Freund und zweiten Vater Don Garcias erkannte! Er mußte seine ganze Kraft aufbieten, um sich zurück zu halten und nicht in seine Arme zu stürzen.

Don Garcias setzte seine Andacht fort. Erzürnt faßte Aldemon den Betenden mit roher Faust bei den Schultern und ihn schüttelnd rief er ihm mit wilder Stimme zu: „Hältst Du es nicht für der Mühe werth, mich anzusehen? Weißt Du, wer ich bin, elender Sclave?"

„„Bist Du es? Aldemon!"" sprach Don Garcias

ruhig. „„Hast Du denn nicht bei Tage Zeit genug, Deine Opfer zu martern? Der Adler schlummert bei der Nacht, und überläßt es der Eule, bei der Finsterniß auf Beute auszugehen, im Dunkeln zu plündern und zu morden.““

„Du Natter, Du! Zischest Du noch immer? Soll ich Dir die Zunge ausreißen lassen? Weißt Du nicht, daß auf einen Wink von mir Dein Haupt im Staube rollt?“ rief ergrimmt der Emir.

„„Was thust Du's nicht? Bitt' ich denn um mein Leben? Mir ist der Tod Erlösung.““

„Halte Dich bereit!“ schrie wüthend Aldemon, und winkte mit flammenden Augen Don Sebastian zu, das Schwert zu ziehen.

Da bebte der Ritter zusammen. Ja, er zog sein Schwert. Ja, er wollte tödten, aber nicht Don Garcias. Zum Aeußersten war er entschlossen. Wie ein Blitz wollte er auf Aldemon stürzen und ihn durchbohren, dann Hakim und Ali niederstrecken, und mit Don Garcias fliehen. Hoch und drohend schwang Don Sebastian sein Schwert. Mit häßlichem Lächeln bemerkte es der Emir, nicht ahnend, daß es, sobald es falle, sein Haupt zerspalten würde. Ungebeugten Muthes hob Don Garcias das Auge zum Himmel, faltete die Hände und rief: „„Dein Wille geschehe, o Herr! In Deine Hände empfehl' ich meinen Geist!““

Aldemon war im Begriffe, das verhängnißvolle Zeichen zu geben. Da öffnete sich plötzlich die Thüre, und eine Gestalt in langem weißen Gewande, das Antlitz mit einem Schleier von gleicher Farbe bedeckt, ward an der Schwelle sichtbar. Sie hob drohend den Arm gegen Don Sebastian auf und befahl mit einer Stimme, deren Klang keinem Menschen, sondern einem überirdischen Wesen anzugehören schien: „Stecke das Schwert ein!“ Dann rief sie mit erschütterndem Tone zu Aldemon: „Schande ist es, an wehrlosen Gefangenen sich zu vergreifen!“ Darauf verschwand sie.

Alle standen vor Schreck wie erstarrt.

„Was war das?“ rief der Emir. „Habt Ihr es gesehen? Eine Erscheinung des Himmels oder der Hölle?“

„„Schon seit einem halben Jahre,““ begann Ali, nachdem er sich von seinem Schrecken erholt hatte, „„zeigt sich öfters in der Woche auf den Gängen des Kerkers eine Erscheinung. Die Wachen sahen sie öfters. Ich wollt's nicht glauben; heute mußt' ich es mit eigenen Augen sehen.““

„Hat es noch Keiner gewagt, die Erscheinung anzuhalten?“ fuhr Aldemon grimmig fort.

„„Mein Gebieter!““ warnte Hakim; „„es ist nicht klug, sich mit den Eblis (bösen Geistern) einzulassen. Sie sind stärker als die Menschen; Pfeil und Schwert fährt auf den zurück, der sie damit verwunden will, und ihnen Widerstand zu leisten, bringt Schmach und Unglück.““

Die Erscheinung und ihre Worte hatten den Emir sichtbar ergriffen. Er warf noch einen wilden Blick des Hasses auf Don Garcias, und gab dann dem Ritter ein Zeichen, das Schwert einzustecken. Dieser that es zögernd. Noch war er unschlüssig, ob er nicht seinem Entschlusse getreu über die drei Saracenen herfallen sollte. Der Sieg schien ihm nicht schwer. Aber in seiner Brust regte sich das Ehrgefühl des christlichen Ritters, das ihm verbot, zum Verrathe seine Zuflucht nehmen. Er hoffte zu einer andern Zeit in ehrlichem, offenen Kampfe mit Aldemon zusammenzutreffen und seine Rechnung mit ihm abzuschließen. Der Emir entfernte sich mit Hakim und Ali in der übelsten Laune und mit unverkennbarer Furcht. Der Ritter erhielt Befehl, an seinen Posten zurückzukehren. Er that es mit frohem Herzen; denn er wußte jetzt, wo Don Garcias schmachtete, und nun stieg in seinem Herzen die heitere Hoffnung zu seiner Befreiung mit neuer Kraft auf.

Kaum hatte Don Sebastian seinen Posten bezogen, da glänzte es abermals in den finstern Gängen, ein mildes Licht nahte sich ihm, und es schwebte an ihm vorüber eine weiße Gestalt, dieselbe Erscheinung, die er so eben in Don Garcias' Gefängnisse gesehen hatte. Sie wallte ruhig und furchtlos durch die Gänge über die Vorhöfe und Stiegen des Kerkers, und der Ritter

sah es noch, wie sie die Richtung nach Don Garcias' Gefängnisse wieder einschlug. Don Sebastian kämpfte mit Macht den Schauer nieder, dessen er sich in der Nähe eines überirdischen Wesens (so glaubte er nämlich) nicht erwehren konnte; es trieb ihn mit unwiderstehlicher Macht, ihr zu folgen. Da klangen über die Stiegen die schweren Schritte seiner Waffenbrüder, die daher eilten, ihn abzulösen. Wahrlich, sie konnten zu keiner ungünstigern Zeit kommen. Jetzt konnte der Ritter seine Forschungen nicht mehr fortsetzen. Mißmuthig begab er sich in die Caserne und hatte Mühe genug, sein aufgeregtes Gemüth wieder zu beruhigen.

Viertes Kapitel.

Die Erscheinung.

Die Gestalt aber wandte sich wirklich, wie Don Sebastian mit Recht geahnt, dem Kerker seines Freundes zu, sie öffnete die Thüre und trat leise ein. Sie durfte nicht fürchten, einen Schlafenden zu stören. Noch wachte Don Garcias, und als die Erscheinung sich ihm nahte, da erhob er sich, so weit seine Ketten es ihm gestatteten. Seine Züge erheiterten sich, wie bei dem Anblicke eines ersehnten Freundes.

„Seit drei Tagen," begann er, „harr' ich Deiner Ankunft. Ich wußte ja, Du würdest meiner nicht vergessen."

„„Ich war Dir näher, als Du glaubst,"" erwiederte die Gestalt mit sanfter Stimme. „„Wer konnte wohl Dein Elend sehen und Dir nicht helfen? Da, nimm und labe Dich!"" Sie öffnete ihr weites Gewand und bot ihm Kuchen und ein silbernes Gefäß mit Wein dar.

„Mein Gott, der jeden kalten Trunk Wassers vergilt, Er wird Dir es lohnen! O daß doch diese Ketten fielen und Don Garcias wieder in die Burg seiner Väter heimkehrte! Du solltest dann sehen, daß er

ein dankbares Herz in seiner Brust trägt und reich genug ist, Dir zu vergelten," rief der Gefangene.

„„Wie willst Du denn belohnen? Mit Gold und Silber? Mit Ländern und Schlössern? Wie, Don Garcias! wenn ich dessen nicht bedürfte? Wenn ich dessen mehr hätte, als Du glaubtest?""

„Wer bist Du denn, Du wunderbares Geschöpf? Du kommst und gehest, und Niemand weiß, woher, wohin? Wie ein Engel des Himmels hinterlässest Du des Segens reichste Spuren! O sag' es nur, Du bist ein überirdisches Wesen, bist den Engeln Gottes gleich."

„„Ich bin ein Mensch, wie Du!"" versetzte die Erscheinung mit Ernst; „„und eben weil ich menschlich fühle, treibt es mich an, Deine Noth zu lindern.""

„Sprich, wer bist Du denn? Reiß mich aus meiner Ungewißheit! Laß mich wissen, wer Die ist, die meiner sich erbarmt, und mich pflegt und hegt, wie eine Tochter ihren Vater?"

„„Du wirst es noch erfahren; doch jetzt ist es noch zu früh. Dir und mir würde es nur schaden, wüßtest Du meinen Namen.""

„O, sage wenigstens, wer hat Dich denn zu mir gesandt?"

„„Niemand; ich weiß Keinen in der Stadt Toledo, der die Macht hat, mir zu befehlen. Nur Einer ist es, dem ich gehorche. Don Garcias, ich sah Dein Unglück, ich war Zeuge Deines Muthes und Deiner Standhaftigkeit, ich hörte es, wie Du betetest zu Deinem Gotte für Deine Gattin und Deine Kinder, ja selbst für Die, welche Dich in diesen Kerker geworfen und Dich peinigten; da ward mein Herz gerührt, und ich beschloß, Dir zu helfen, so gut ich konnte, und Deine Noth zu lindern um Deines Glaubens und Deiner Liebe willen!""

„O, so vollende das Werk Deiner Güte und mache mich frei!"

„„Daß ich doch es könnte!"" seufzte die Gestalt

mit Trauer, „„es wäre längst geschehen. Das geht über meine Macht. Aber harre aus und vertraue! Du wirst gerettet werden.““

Sie blickte ihn bei diesen Worten liebevoll an und entfernte sich. Noch drei Kerker, mit gefangenen Christen angefüllt, besuchte die Erscheinung. Wo sie sich zeigte, ward sie wie ein Engel vom Himmel begrüßt. Und in der That, sie beschenkte auch diese Unglücklichen mit himmlischen Gaben. Die Gebeugten und Verzagten richtete sie auf mit liebevollen, trostreichen Worten, die Hungernden speisete sie, die Durstigen tränkte sie mit Wein, die Verwundeten verband sie; Niemand war es, den sie nicht mit einer erquicklichen Gabe erfreute. Aber Niemand wußte auch, wer diese wunderbare Erscheinung wäre, vor der sich die Wachen beugten und alle Thüren öffneten. Keiner hatte ihr Antlitz noch gesehen. Den Finger auf den Mund verschwand sie, zum Zeichen, daß Alle über ihr Kommen Stillschweigen halten sollten.

Seitdem Don Sebastian seinen Freund gesehen, war sein einziger Gedanke, ihn zu sprechen und mit ihm die Mittel zur Rettung zu berathen. Dieß hielt schwer, sehr schwer. Ali, der Aufseher der Gefängnisse, war dem Emir unbedingt ergeben und die Wachsamkeit selbst. Einen seiner Waffenbrüder oder der Knechte Alis in sein Geheimniß zu ziehen, schien eben so gefahrvoll, als unsicher, und konnte, mißlang es, seinen Tod zur Folge haben. Das durfte der Ritter nicht wagen. So traf ihn nach vier Wochen peinlichen Sinnens und Wartens wieder der Dienst im Kerker. Er setzte eine wenn auch kleine Hoffnung auf die wunderbare Erscheinung. Er war fest entschlossen, ihr zu folgen und ihre Hilfe zur Befreiung desjenigen anzurufen, für welchen sie ja ohnehin so große Theilnahme bezeigt hatte. Nicht nachlassen wollte er, bis sie ihm die Thüre des Gefängnisses geöffnet, und zu Don Garcias geführt hatte. Aber die sehnlichst gewünschte Erscheinung kam nicht. Den Ritter ließ es nicht auf seinem Posten, es trieb ihn hinauf zu dem Kerker des Freundes, und entschlossen war

er, das Aeußerste, ja das Leben selber für ihn zu wagen. Bei dem Scheine einer Laterne untersuchte er mit größter Aufmerksamkeit die Thüre und die Schlösser des Kerkers. Aber er fand sie von solcher Festigkeit und Stärke, daß sie, hätte er die Kraft von hundert Männern gehabt, jedem Versuche, sie zu sprengen, Trotz geboten. Da gewahrte er unten bei der Thürschwelle eine kleine Oeffnung mit einem eisernen Gitter und mit einem starken Schlosse verwahrt. Durch dieselbe wurden dem Gefangenen die Speisen hineingeschoben, ohne daß man auf diese Weise nöthig hatte, die schwere Thüre und die gewaltigen Schlösser zu öffnen. Dieß Gitter zu öffnen und das Schloß desselben zu sprengen, schien keineswegs eine Unmöglichkeit, und Don Sebastian versuchte es. Der Vorsicht halber hatte er jederzeit, so oft ihn die Wache im Kerker getroffen, Feilen, Brecheisen und andere Werkzeuge zur Oeffnung von Schlössern zu sich genommen, und mit Hilfe derselben gelang es ihm, nicht blos das Gitter, sondern sogar auch das Schloß ohne äußere Beschädigung zu öffnen; er hörte, wie der Gefangene sich bewegte, wie seine Ketten klirrten. Da rief er mit pochendem Herzen ihm zu: „Don Garcias, wacht auf und hört!"

„„Wer ruft mich?"" tönte es wie aus einem Grabe — „„diese Stimme?"" —

„Ist die Eueres Sohnes Sebastian," erwiederte der Ritter.

„„Heilige Jungfrau! Du bist es?""

„Haltet Euch ruhig! Der Retter ist da. Nehmt diese Feilen und Brecheisen, und bewaffnet Euch mit diesem Dolche für den Nothfall. Sucht damit Euere Bande zu lösen und die Schlösser zu öffnen. Binnen vierzehn Tagen oder auch ein paar Tage später, werd' ich wieder erscheinen. Dann wird die Stunde Euerer Erlösung nimmer ferne seyn, mein Vater! Bis dahin hoffet und betet mit Donna Urraca und Euern Kindern."

Die Zeit drängte. Der Ritter stellte das Gitter wieder vor, legte das Schloß an, so, daß auch ein

scharfes Auge keinen Einbruch entdecken konnte, und riß sich mit Gewalt von seinem Freunde los, auf seinen Posten zu eilen. Nach vierzehn Tagen erschien Don Sebastian wieder. Es war eine Sturmnacht; die Winde schlugen an die Mauern, als wollten sie dieselben durchbrechen, die Donner rollten und widerhallten schreckend in den engen Gängen; der Regen goß in Strömen herab. Freudig begrüßte Don Sebastian dieß Wetter, das sein Unternehmen so trefflich begünstigte, und schaffte das Gitter und Schloß rüstig und eilig hinweg. Don Garcias half von innen mit.

„„Jede Stunde,““ begann der Gefangene, „„hab' ich gezählt bis zu Deiner Ankunft, mein Sohn! Meine Ketten sind durchfeilt, so, daß sie nur zum Scheine hangen und ich sie jeden Augenbick abzuschütteln vermag. Zwei Schlösser kann ich öffnen, und in wenig Tagen gedenk' ich das dritte auch zu überwältigen.““

„O Gott sey's gedankt, der Euere Hand so stärkte, hier sind neue Feilen und stärkere Eisen. Laßt nicht nach, Don Garcias! Ist auch das letzte Schloß gefallen, dann seyd Ihr frei. Ein vogelschnelles Roß wartet Euer. Das Gewand einer slavonischen Leibwache liegt für Euch bereit, und so verkleidet werdet Ihr sicher durch Toledo und sein ganzes Gebiet wandern. Haltet Euch bereit, mein Vater! In vierzehn Tagen komm' ich wieder. Dann fliehen wir, und die Engel Gottes werden uns geleiten.“

„„Du wirst nimmer kommen, Schurke!““ rief eine furchtbare Stimme, und eine kräftige Faust packte den Ritter. Mit Mühe riß sich Don Sebastian los und hatte kaum Zeit, sein Schwert zu fassen, und an die Wand gelehnt, sich des unerwarteten Angriffes zu erwehren. Es war Ali, der Aufseher der Gefängnisse, der mit sechs seiner Knechte unter Verwünschungen und Flüchen auf ihn eindrang. Aber der Ritter zeigte den Saracenen christliche Tapferkeit. Bald blutete Ali aus einer Schulterwunde und das Schwert entfiel seinem Arme. In wenig Augenblicken sanken drei seiner Knechte tödtlich getroffen zur Erde. Desto wüthender aber setzten die Uebriggebliebenen, von Ali

durch Drohungen und glänzende Versprechungen angefeuert, den Kampf fort. Don Sebastian ermattete; aber er war fest entschlossen, lieber zu sterben, als sich zu ergeben. Da schwebte es, wie eine Lichtwolke durch den Gang, und eine ernste Stimme voll Wohllaut und Kraft rief mit gebieterischem Ernste den Streitenden zu: „Steckt die Schwerter ein! Ist es hier der Ort, ist jetzt die Zeit, Blut zu vergießen?“ Die Saracenen ließen erschrocken die Schwerter sinken; Ali warf sich, das Antlitz tiefgebeugt, auf die Erde; die Gestalt aber wandte sich zu dem Ritter mit den Worten: „Verwegener! so wirst Du Deine Absicht nicht erreichen.“ Sie schwebte an ihm vorüber und winkte ihm, ihr zu folgen. Bewußtlos fast ging er der wunderbaren Erscheinung nach. Sie führte ihn über Stiegen und Gänge, die sein Fuß nie betreten. Thüren und Mauern schienen sich vor ihr zu öffnen. Er kam in unterirdische Gemächer voll zauberischer Pracht. Wer ihr begegnete, wich aus und neigte sich ehrfurchtsvoll vor ihr. Sie gelangten zuletzt in einen großen mit hohen Mauern umschlossenen Garten. Sie öffnete das Thor desselben und sprach zu ihm: „Jetzt fliehe ungesäumt, fliehe so schnell als möglich, oder die aufgehende Sonne bescheint Deine Leiche!“

Don Sebastian sah sich jetzt auf dem Hauptplatze Toledos und vor ihm stand Aldemons Pallast. Er wußte anfänglich nicht, wie ihm geschehen war. Ihm däuchte Alles ein Traum zu seyn. Aber das Wort der wunderbaren Gestalt, keine Zeit zu verlieren und so schnell als möglich zu fliehen, tönte mahnend in seinen Ohren und brachte ihn zu sich. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er eilte in seine Caserne, sattelte sein Roß, und ritt auf das nächste Thor zu. Die Wachen, alle Slavonier und seine Waffenbrüder, öffneten ihm ohne Schwierigkeiten dasselbe, und dankend hob Don Sebastian das Auge zum Himmel, Gott preisend und die Milde seiner Retterin, als die Brücke über den Tajo hinter ihm lag, und die Berge von Toledo ihre riesigen Häupter vor ihm erhoben.

Fünftes Kapitel.

Weitere Begebenheiten.

Der Ritter hatte jetzt Gelegenheit, die Trefflichkeit seines Pferdes, das er auf Ben David's Empfehlung von Ruben gekauft hatte, zu erproben. Es schien, als hätten seine Füße die Schnelligkeit von Flügeln, als wären sie unermüdlich, und wie Stahl hart und weich zugleich. Mit Sicherheit trug es seinen Reiter auch die engen Pfade über die schwindelnden Höhen hinan und gegen Mittagszeit, als der Ritter anhielt, es zu tränken und zu füttern, hatte er nach seiner Berechnung bereits einen solchen Vorsprung gewonnen, daß er keine Verfolgung mehr fürchten durfte. Dieser Sorge entledigt, bekümmerte ihn um so mehr das Schicksal seines Freundes. Nach kurzer Rast brach er auf und schlug die Richtung gegen Orgaz ein. Gegen Abend hatte Don Sebastian das Mißgeschick, in den Gebirgen sich zu verirren. Schon bereitete er sich, die Nacht im Freien unter einer Baumgruppe zuzubringen, als der Klang eines Hornes von Weitem sich hören ließ. Don Sebastian stellte sich nun so, daß er von den Aesten der Bäume gedeckt, nicht leicht konnte gesehen werden. Bald trabten mehrere Reiter heran, in spanischer Sprache mit einander wohlgemuth plaudernd.

Da rief Don Sebastian in freudiger Ueberraschung: „Castilien!"

„„Castilien und Leon!"" erwiederten die Reiter verwundert und hielten an. Es waren christliche Soldaten, die da, wie es zu jener Zeit sehr gewöhnlich war, auf ihre Faust umherzogen, ihre Dienste jedem, der sie bezahlte, anboten und öfters sogar auf eigene Rechnung mit den Saracenen Krieg führten, in ihr Gebiet einfielen, und ihnen durch Plünderung und Raub großen Schaden zufügten. Sobald sie hörten, daß Don Sebastian auf der Flucht vor den Saracenen, ihrem gemeinsamen Feinde, sey, luden sie ihn

ein, ihnen zu folgen. Der Ritter schloß sich ihnen an und kam mit ihnen um Mitternacht in ein ödes, ganz versteckt gelegenes Thal voll düstern Waldes. Der Mond ging auf und in seinem Lichte erblickte Don Sebastian einen hohen Thurm mit einigen schon halb zerfallenen Befestigungswerken, die durch einen Graben geschützt waren. Einer der Reiter stieß in sein Horn. Rasselnd fiel eine Zugbrücke herab, und bahnte ihnen den Weg zu dem Thurme, dessen Bewohner trotz der späten Stunde noch alle wach zu seyn schienen. Es war kurz vorher ihr Hauptmann von einem Zuge mit reicher Beute zurückgekehrt und seine Ankunft und das Glück des Zuges ward nun bei einem fröhlichen Gelage gefeiert. Don Sebastian ward noch von seinen Begleitern eingeladen, an dem Mahle Antheil zu nehmen oder, wäre er zu sehr ermüdet, in einem der Gemächer des Thurmes der Ruhe zu pflegen. Der Ritter zog das Erstere vor. Er wollte den Hauptmann begrüßen, in dessen Hause er so gastliche Aufnahme gefunden und dessen Hilfe ihm bei seinen Plänen für Don Garcias' Befreiung so nützlich werden konnte. Er folgte ihnen hinab in die große Halle des Thurmes, welche zur Hälfte fast unter der Erde lag und Raum genug für mehr als hundert Menschen hatte. Etwa so groß auch mochte die Anzahl der Soldaten seyn. Sie saßen, der Hauptmann oben an, an langen Tischen, erquickten sich von den ausgestandenen Mühsalen bei Wein und Wildpret und plauderten von den Gefahren des Zuges und von der reichen Beute. Der Hauptmann, eine stattliche Gestalt, wenig älter als Don Sebastian, warf einen scharfen Blick auf den Eintretenden und ging dann mit freudiger Ueberraschung ihm entgegen. Jetzt erkannte ihn auch der Ritter. Es war Don Rodrigo von Robledo, ein wackerer Kämpe, der an seiner Seite in Italien wider die Normannen und im gelobten Lande gegen die Saracenen gar manchen Strauß bestanden hatte. Die Begrüßung war eine herzliche, wie es sich nur von Freunden, die einander Jahre lang nicht gesehen, erwarten ließ. Das Beste, was

die Küche und der Keller des Thurmes hatten, ward aufgesetzt und das Gespräch zwischen den beiden Freunden immer lebhafter. Don Rodrigo erzählte, wie er nach seiner Heimkehr vom gelobten Lande seiner Väter Schloß von den Saracenen zerstört gefunden. Nun führe er auf eigene Faust mit ihnen Krieg und werde nicht eher ruhen, bis er ihnen so viel abgenommen, daß er seine Burg wieder aufbauen könne. Mit größter Theilnahme vernahm er die Schicksale seines Freundes. „Sebastian!“ betheuerte er, „mit Freuden biete ich Dir meinen Beistand zur Befreiung Don Garcias' an. Schande wäre es, eine solche Blume der Ritterschaft in den Banden der Saracenen verfaulen zu lassen. Rechne auf mich; ich habe an zweihundert rüstige Männer, deren jeder es mit drei Saracenen aufnimmt. Keine Mauer ist so hoch, daß sie nicht ein tapferer Mann erstiege, kein Schloß so fest, daß es nicht eine starke Faust zersprenge. Tapferkeit mit Klugheit vereint machen Berge eben. Kommt Zeit, kommt Rath. Versuche nichts Voreiliges, nichts Ueberkühnes. Trügt nicht Alles, so wird König Alphonso ohnedem bald wider den Emir von Toledo losbrechen. Bis dahin bleibe bei mir!“

Don Sebastian faßte bei den Tröstungen des Freundes neue Hoffnung, und that nach seinem Rathe. So brachte er acht Tage im Thurme zu, und wahrlich, sie wurden dem jungen, kühnen Degen lang genug. Da kam einer der Krieger Rodrigo's von Toledo, wo er sich verkleidet eingeschlichen hatte, und erzählte, daß Cassilda, Aldemons' Tochter, ihre Gärten bei Olias am linken Ufer des Tajo besuche und daselbst nach ihrer Gewohnheit einige Wochen verweilen wolle. Er selber hätte den Zug gesehen und die Pracht desselben. Die Zahl und der Glanz der Dienerschaft, der Pferde und Wagen, übertreffe Alles, was man nur ersinnen könne. Don Sebastian horchte auf. Wie ein Blitz durchzuckte ihn ein Gedanke eigener Art. Ja, so konnte Don Garcias gerettet werden. Er säumte nicht, seinen Plan Don Rodrigo mitzutheilen. Dieser blickte ihn überrascht an. „Das

ist der Gedanke eines Löwen," begann er nach einiger Ueberlegung; „aber Du wagst viel, zu viel."

„„Nicht mehr, als was ich bisher immer für Don Garcias gewagt habe, nicht mehr als mein Leben,"" erwiederte entschlossen der Ritter. „„Ich kenne die Gegend genau, da ich Wochenlang dort die Wache halten mußte. Gib mir zwanzig muthige Männer, und ich hoffe, es gelingt.""

„Gott gebe es," sprach Don Rodrigo. „Suche Dir dir Männer aus, die Dich begleiten sollen."

Don Sebastian wählte aus der Schaar zwanzig der stärksten und kühnsten Krieger und befeuerte ihren Muth durch die Verheißungen einer Beute, die ungleich köstlicher und reicher wäre, als sie je eine auch nur mit den Augen gesehen. Vor Mitternacht schon brachen sie auf und ritten, wie Saracenen gekleidet, fort, bis sie des Morgens bei Ocana den Tajo erreichten. Hier befand sich eine Furt, die Don Sebastian von seinen frühern Feldzügen gar wohl kannte, und ohne Schwierigkeit gingen sie an dieser Stelle über den Strom. Hier auf dem linken Ufer desselben ziehen sich Berge hin, theils mit Wäldern, theils mit Oliven- und Feigenpflanzungen dicht bewachsen, und von ihnen gedeckt, konnte sich die kleine Reiterschaar unbemerkt bis auf eine Stunde den Gärten Aldemons nähern, wo Cassilda der Anmuth des Herbstes genoß. In einem abgelegenen Wäldchen, nur wenige hundert Schritte davon entfernt, erwartete Don Sebastian mit seinen Begleitern den Abend, ließ sie absitzen, und gebot ihnen, sich möglichst zu verbergen und ruhig zu halten, dagegen auf den ersten Klang seines Hornes zu Pferde zu steigen und ihm zu Hilfe zu eilen.

Das Land, welches Don Sebastian durchschritt, glich einem Paradiese. Schmal nur war der Raum, der zwischen den Bergen und dem Tajo sich breitete; aber er schloß eine Fülle von Schönheit und Reichthum in sich. Ueppiges Grün, von kleinen zahlreichen Wassergräben getränkt, lagerte sich wie ein Teppich über die Ebene, und aus ihm sproßten die edelsten Früchte mit duftenden Blumen untermischt. Keine Hand breit

Erde war, wo nicht eine Blüte oder eine Frucht das Auge ergötzte. Getreide und Reispflanzungen wechselten ab mit Oliven und Feigen, mit Mandeln, Pistazien und Granaten. Näher dem Flusse zu blühte der Lorbeer und die Myrthe. Neben ihnen erhoben die Pomeranzen und Citronen ihre goldenen Früchte; selbst der Maulbeerbaum und das Zuckerrohr wuchs hier, und der Johannesbrod- und Erdbeerbaum boten ihre süße Speise. Je näher Don Sebastian den Gärten kam, desto üppiger und reizender entfaltete sich die Natur; wahrhaft zauberisch erglänzte sie im Lichte der untergehenden Sonne.

Als der Ritter die von Marmorsäulen gestützten und mit Laub und Blumen durchflochtenen Mauern der Gärten erreicht hatte, stieg er ab und band sein Roß an einen Baum. Rasch erklimmte er die Mauer, die an keiner Stelle hoch war, und sprang in den Garten. Kunst und Natur hatten hier sich miteinander vereinigt und wetteiferten, ein vollkommenes, ja ein Wunderwerk zu schaffen. In anmuthiger Abwechslung folgten Haine von Obst, Myrthen, Lorbeer und Olivenbäumen aneinander, und schlangen sich wie Kränze um die spiegelhellen Seen. Dazwischen lagen die reizendsten Anlagen mit den köstlichsten Blumen und Früchten in kunstvollsten Gestalten, überall hin wohlriechende Düfte ausgießend. Quellen und Cascaden über hohe Felsen herabstürzend, netzten die Blumen und verbreiteten labende Kühlung. Bäder von Marmor waren an den passendsten Stellen angebracht, und luden zur Erfrischung ein. Und wie das Auge überall auf die angenehmste Weise ergötzt ward, so wurde auch dem Ohre durch den Gesang erlesener Vögel geschmeichelt. Und sie waren nicht die einzigen Thiere des Gartens. In den Seen spielten die Goldforellen und in besonders abgeschlossenen Gärten waren die seltensten Thiere Asien's und Afrika's vom Löwen und Tiger an bis zum Ichneumon, dem Feinde des Krokodilles.

Doch für all' diese wunderbare Anmuth hatte der Ritter kein Gefühl. Genau bekannt mit der Einrich-

tung des Gartens, eilte er, sich möglichst unter die Büsche und Bäume bergend, einer Anhöhe zu, welche in der Mitte gelegen, die herrlichste Aussicht bot. Hier stand ein Lusthaus, die Zierde dieser zauberischen Anlagen. Weiße Marmorsäulen mit goldenen Knäufen trugen ein Dach von Silber, geschmückt mit goldenen Arabesken. Wände und Decken des innern Raumes waren überreich mit Gold und den kostbarsten Edelsteinen geziert. In der Mitte befand sich eine große aus Porphyr verfertigte Riesenmuschel, welche mit Quecksilber angefüllt und so eingerichtet war, daß sie auf- und zuschloß. An den Seiten waren Thüren von Elfenbein und Ebenholz angebracht. Fielen durch dieselben die Sonnenstrahlen auf die Wände oder auf die Muschel mit dem Quecksilber, so war der von den Wänden und der Muschel zurückgeworfene Glanz so mächtig, daß das Auge, vom Leuchten eines Blitzes getroffen, sich schloß, und das ganze Lusthaus in der Bewegung des Lichtes zu schwanken schien. Hier hielt sich Cassilda vornämlich der schönen Fernsicht wegen gerne auf. Doch heute fand der Ritter sie nicht. Aber sein scharfes Auge entdeckte zwei Frauengestalten, die am Rande eines Sees standen und Fische zu füttern schienen; leicht erkannte er an der hohen Gestalt und dem Diademe die Fürstentochter an der einen, in der demüthigen Haltung der andern die Dienerin. Er eilte zwischen den Alleen hinab, und war bereits in die Nähe gekommen, als eine der Frauen bei dem Füttern der Fische das Gleichgewicht verlor und in den See fiel. Die Andere faßte sie eben so geschickt als kräftig, und half ihr wieder an das Ufer.

„Willst Du mit den Fischen schwimmen, Fatime?" fragte sie sanft verweisend, „oder hat Dich der Wassergeist gefaßt?" Fatime triefte von Wasser, und knieete nieder, das Kleid ihrer Gebieterin zu küssen. Diese aber sprach abwehrend: „Das kannst Du thun, wenn Du trocken bist! Wechsle Deine Kleider und schicke mir Zuleima."

Fatime schien die Gebieterin nur ungern zu verlassen und entfernte sich erst auf wiederholten Befehl.

Jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, wo Don Sebastian sein kühnes Vorhaben ausführen konnte. Es mag Tollkühnheit, ja Wahnsinn scheinen, eine saracenische Fürstentochter aus ihrem Lustschlosse mit so schwacher Macht, wie sie Don Sebastian zu Gebote stand, zu entführen. Aber die Töchter der saracenischen Emire in Spanien waren keineswegs so geknechtet und bewacht, als wie heut zu Tage jene der Türken, und Cassilda, von muthigem Herzen, liebte es nicht, von Wachen und Dienerschaft umgeben zu seyn, sondern zog es zumal in ihren Gärten vor, von allem lästigen Zwange frei zu seyn, und nur das nöthigste Gefolge in der Nähe zu haben. Das Alles, wie das Innere des Gartens und die Richtung seiner Gänge war dem Ritter genau bekannt. Den christlichen Rittern waren in ihrem Kampfe mit den Saracenen wohl noch kühnere Thaten gelungen, und Don Garcias' Lage schien so verzweifelt, daß nur eine That des verwegensten Muthes sie verbessern konnte.

Rasch trat Don Sebastian hinter den Palmen, die ihn bisher verbargen, auf Cassilda zu. Diese bedeckte ihr Antlitz sogleich mit dem Schleier und rief drohend: „Verwegener Sclave! entferne Dich sogleich oder Du sollst empfinden, wie Aldemons Tochter die Unverschämten züchtigt!"

„„Nenne einen christlichen Ritter keinen Sclaven,"" sprach Don Sebastian. „„Ja, ich werde mich sogleich entfernen, aber nur mit Dir. Folge mir, ich schwöre Dir, Dein Leben und Deine Ehre ist bei mir sicher."" Cassilda vermochte im ersten Anfang auf diese Rede nichts zu erwiedern. Es war, als hätte sie nicht gehört und weniger Schreck und Angst, als vielmehr das höchste Erstaunen über eine solch' unerhörte Verwegenheit schien ihr die Zunge gefesselt zu haben. Allein der Ritter hatte keine Zeit zu verlieren und wollte sie umfassen und hinwegtragen. Doch Cassilda widerstrebte mit einer Kraft, die über ihr Geschlecht ging. Aber sie floh nicht, sie schrie nicht. Die Augen durchdringend auf Don Sebastian gerichtet, rief sie in erschütterndem Tone: „Ja, Du bist es! Ist das mein

Dank? Du willst mir die Freiheit nehmen, und ich gab Dir die Deine! Du willst mich tödten, und ich rettete Dir vor wenig Wochen erst das Leben! Erinnerst Du Dich an jene Nacht im Kerker zu Toledo, wo Schwerter wie Blitze über Dein Haupt leuchteten?"

„„Heilige Jungfrau!"" rief Don Sebastian, „„Du wärest —""

„Die Erscheinung im weißen Gewande bin ich," fuhr Cassilda fort; „bin Aldemons Tochter."

Jetzt war die Reihe der Ueberraschung an dem Ritter; die wunderbare Gestalt, seine Retterin, Aldemons Tochter! — Er bog das Kniee vor der Fürstin, wollte danken, wollte um Verzeihung bitten. „Schweige!" gebot sie ihm würdevoll, aber milder als zuvor. „Eile was Du kannst, und fliehe, Du bist verloren, wenn meine Wachen kommen!"

„„Nicht eher geh' ich, als bis Du, meine hohe Retterin! mir die Kühnheit verzeihst, zu der ja nur des Freundes Noth und mein Gelübde mich getrieben.""

„Was sprichst Du? Des Freundes Noth und Dein Gelübde? — Das sind mir Räthsel."

Don Sebastian gestand nun der Fürstin freimüthig seinen Plan, sie als Gefangene hinwegzuführen und als Lösegeld dem Vater für Don Garcias' Befreiung zu bieten, da ja Donna Urraca, seine edle Gemahlin, trotz aller Opfer die unermeßliche, von Aldemon geforderte Summe nicht aufzubringen vermöge. Cassilda hörte dem Ritter aufmerksam, aber nicht ungütig zu; dann nahm sie ihr Halsband von köstlichen Perlen und Diamanten ab und reichte es ihm mit den Worten: „Ist die Summe noch so hoch, der Werth dieser Perlen und Diamanten ist noch höher. Verkaufe sie und befreie den Gefangenen!" Dabei winkte sie ihm noch einmal mit Ernst, zu fliehen und entfernte sich mit raschem Schritte.

„„O welch' ein Herz!"" rief Don Sebastian tief ergriffen, „„daß sie doch eine Christin wäre! Sie würde den ersten Thron der Christenheit zieren!""

Dann eilte er zur Mauer, und setzte glücklich über sie. In wenig Augenblicken hatte er auf seinem

Renner die Seinigen erreicht, und ritt noch denselben Abend mit ihnen zur Furt des Tajo. Schon Mittags des andern Tages war der Ritter bei seinem Freunde Don Rodrigo.

Mit größter Theilnahme hörte dieser den Ausgang von Don Sebastian's Zuge. „Und was gedenkst Du denn jetzt zu thun?“ fragte er dann.

„„Das Kleinod so schnell als möglich zu Geld zu machen und dasselbe Donna Urraca zu überbringen. Und dazu, glaub' ich, wird Ben David der geeignetste Mann seyn.““

Don Rodrigo hatte Nichts dagegen und des andern Morgens schon ritt Don Sebastian nach Riaza.

Sechstes Kapitel.

Ben David und Aldemon.

In Riaza, einem Städtlein, damals mehr von Juden als von Christen bewohnt, lag sanft an einem Hügel sich anlehnend, das Haus Ben David's, und unterschied sich im Aeußern nichts von den Häusern der Saracenen und Christen; es hatte wie diese einen von Mauern eingeschlossenen Hof, in dessen Mitte ein Springbrunnen eine in jenem heißen Klima so erquickende Kühlung verbreitete; das Wohngebäude selber war nur einstöckig, der Eingang in dasselbe breit und die Zimmer geräumig und prachtvoll mit Mosaik und Teppichen geschmückt. In ihren Wohnungen versagten sich die Juden keinen Aufwand weder in Geräthen noch in Speisen, mochten dieselben auch noch so kostbar seyn.

Es war Abend. Ben David saß in der Laube seines Gartens, über welche in wunderlicher Vereinigung Epheu mit Rosen und Lorbeer ein Dach geschlungen, und las. Ben David in seinem Hause schien ein ganz anderer Mann zu seyn, als auf seinen

Reisen, im Handel und Wandel mit Christen und Saracenen. Sein Antlitz hatte jetzt einen ganz andern Ausdruck. Das Furchtsame, Lauernde, Demüthige war daraus verschwunden. Sein Auge blickte freier, auf seiner Stirne lag der Ernst eines Mannes, der bessere Güter als Geld und Reichthum kennen gelernt hatte, und eine leichte Röthe, die in diesen Augenblicken seine Wangen überhauchte, deutete auf eine tiefe Bewegung seines Gemüthes. Neben ihm saß Miriam, sein Weib, und hörte aufmerksam zu.

Und Ben David las: „Einen Propheten, wie mich, wird der Herr, Dein Gott, Dir erwecken aus Dir und Deinen Brüdern, dem sollt Ihr gehorchen" (5. Mos. 18, 15.). „O Miriam, daß er doch käme dieser Prophet, und uns führte in das Land der Freiheit und des Heiles, wie es gethan hat Moses mit unsern Vätern! Und wenn er vielleicht schon gar gekommen wäre? Weib! es wollen mir nicht aus dem Gedächtnisse und nicht aus dem Herzen die Worte des christlichen Rabbi, die ich anhören mußte zu Sevilla; ich sage Dir, ich mußte sie anhören. Denn zwei rohe Saracenen verfolgten mich mit bloßen Messern, wie ich nachging in jener Stadt meinem Geschäfte, und hätten mich bald getödtet. Es blieb mir nichts anders übrig, als zu fliehen in einen Christentempel, der gerade offen stand, weil ihr Sabbat war. Aber es hätten die Christen mich hinausgestoßen, da sie glaubten, ich sei nur des Spottes und frevelhafter Neugierde halber gegangen in ihren Tempel, schon hatten sie mich wieder zur Thüre gedrängt, und draußen sah ich zu meinem Schrecken stehen die beiden Mörder mit den scharfen Messern. Aber, Miriam! der Gott der Väter ließ mich nicht fallen in ihre Hände. Er schickte mir zu Hilfe den Priester der Christen. Der nahm mich in seinen Schutz, und gestattete mir in einem Ecklein zu bleiben, dann ging er auf die Kanzel und lehrte das Volk. Miriam! er legte aus die Stelle des Moses, die ich Dir eben habe gelesen. Und er wandte sie auf den Christum, den sie ehren als Gottes

Sohn; der sey, so behauptete er, der Prophet, den Moses verheißen und brachte dafür bei gar viele andere Stellen aus Moses und den Propheten, und sprach mit solcher Macht und Salbung, daß ich ihm fast geglaubt hätte. Miriam! drei Tage fastete ich, that Buße und gab Almosen, daß mir der Herr verzeihen möchte die Sünde. Und doch, Weib! sag' ich Dir, immerfort klingen mir in den Ohren die Worte des Priesters: Der Prophet ist Christus, der Messias, der verheißene ist Er!"

„„Was willst Du Dich wenden von dem Gott unserer Väter?"" tadelte Miriam; „„hat Er denn nicht groß gemacht Deinen Namen, selbst unter Christen und den Saracenen, also daß selbst der ungläubige Fürst von Toledo Dich berufen hat, zu liefern Diamanten und Schmuck zur Hochzeit seiner Tochter?""

„Wohl hast Du Recht, Miriam! der Herr hat gethan Großes an mir. Aber kann ich dafür, daß mir seit jener Rede gespaltet ist das Herz? Daß ich mich öfters fragen muß: Wessen Glaube ist der wahre, der des Christen oder der des Juden? Wird der Messias erst kommen, oder ist er schon gekommen?"

„„Was hast Du für frevelhafte Gedanken, David? willst Du in Deinen alten Tagen abfallen vom Gesetze der Väter, das Du doch in der Zeit Deiner Jugend so treulich beobachtet hast? An dem Gebote des Herrn halte fest und laß Dich nicht blenden vom Glanze des goldenen Kalbes. Zertritt diesen Gedanken wie giftigen Schlangen das Haupt, und verschließ Dein Ohr und Herz den Worten der schalkhaften Goim. Glaube fest, kommen wird noch der Messias und groß wird er machen sein Volk und ihm geben die Herrschaft des Erdkreises.""

Ben David hob das Auge sehnsuchtsvoll zum Himmel und betete leise: „Von Dir komme Licht auf Deinen Diener, lehre mich Deine Rechte; öffne mir die Augen!"

Miriam aber fuhr fort: „„Ben David! wende Deine Gedanken auf andere Dinge und höre meinen Traum, der mir die vergangene Nacht geschickt ist

worden, und der mich schwer beunruhigt hat."" Und sie wollte eben zu erzählen beginnen, als Anna, ihre Magd, kam und berichtete, daß ein christlicher Ritter auf Ben David warte, und schleunigst mit ihm eines wichtigen Geschäftes halber zu sprechen hätte. Ben David eilte in das Fremdenzimmer, und wie groß war nicht seine Ueberraschung und Freude, als Don Sebastian vor ihm stand. Sogleich schickte er nach Miriam, auf daß auch sie den Retter ihres Gatten kennen lerne und ihm danke. Miriam kam und bot mit Ben David Alles auf, dem Ritter ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Das köstlichste Obst, Trauben, Feigen, Pomeranzen mit Süßigkeiten aller Art wurden in silbernen Tellern aufgetragen, aufgesetzt die edelsten Weine Spaniens. Don Sebastian ließ Speisen und Getränke unberührt, und ging sogleich auf den eigentlichen Gegenstand seines Kommens über.

„Ben David!" sprach er, „ich bin noch in Deiner Schuld; denn noch ist das Pferd, das ich nach Deiner Weisung bei Ruben in Mora gekauft habe, unbezahlt. Ich werde Dich jetzt bezahlen; merk' aber wohl, nicht mit Geld, aber mit etwas, was denselben Werth hat." Bei diesen Worten zeigte er dem Juden das Halsband.

Ben David konnte sein Staunen nicht verbergen; bei der Betrachtung des Kleinods ward sein Angesicht wie verklärt.

„„Und was soll dieß Halsband gelten, Herr?"" fragte er dann mit forschenden Augen.

„Ben David, ich baue auf Deine Ehrlichkeit, und hoffe, Du wirst mich nicht betrügen. Ich will Dir gewiß einen reichlichen Gewinn gönnen. Zahle mir, was das Halsband werth ist, und nimm für Dich als Deinen Theil 50,000 Golddinare und 3000 weitere für das Pferd."

„„Wißt Ihr, edler Herr! daß nur Könige und Fürsten können kaufen solch' ein Kleinod?""

„Um so besser, Ben David! je kostbarer das Halsband ist, desto besser. Denn ich sage Dir, ich brauche

Geld, viel Geld, und ihr Juden habt ja immer den Säckel der Fürsten in euern Händen."

„„Kaufe nicht! kaufe nicht!"" flüsterte plötzlich ängstlich und warnend Miriam dem Juden zu. „„Ich sage Dir, ich sah diese Perlen im Traume; sie wurden schwarz und dann roth wie Blut. Das deutet auf Unglück!""

Aber Ben David hatte keineswegs Lust, eines Traumes halber auf einen so großen Gewinn zu verzichten und ein Kleinod aufzugeben, das ihm gerade jetzt des Auftrages des Emirs von Toledo halber so gelegen kam. Aber ganz wollte er Miriam's Warnung doch nicht in den Wind schlagen und deßhalb sprach er lächelnd zu dem Ritter: „Mein Weib hat Sorge, es möchte mir zugehen aus dem Ankaufe dieses Halsbandes Schaden und großes Unglück. Als ob mir Unheil kommen könnte aus einer Hand, die schon zweimal den Tod gewandt hat von mir."

„„Darüber seyd ohne Sorgen, Ben David und auch Ihr, Miriam!"" beruhigte der Ritter; „„für alles Unglück, das Euch aus dem Ankaufe dieses Kleinods zustoßen könnte, steh' ich ein, dafür bürg' Euch mein Wort.""

„Wer könnte wohl verlangen eine bessere Bürgschaft? Aber, edler Herr! dürft' ich Euch wohl fragen, wie dieser Schatz kam in Euere Hand?"

„„Was geht das Dich an, Jude?"" erwiederte Don Sebastian; „„das wisse, daß es auf die beste Weise in meine Hand gekommen ist, und sich Niemand schämen darf, es zu tragen, und wäre es auch eine Königin.""

Ben David schwieg. „Ich hab' ja Euer Wort, edler Herr!" sprach er, „und das befreit mich von aller Sorge. Doch einen so kostbaren Schmuck allein zu schätzen, getraue ich mir nicht. Wisset, Herr! das Halsband ist eine Million Golddinare werth und ich sag' Euch, eher mehr denn weniger."

Don Sebastian staunte und frohlockte im Herzen. Don Garcias war gerettet.

„Erlaubt mir nur, edler Herr! daß ich darf das

Kleinod drei Männern meines Stammes von bewährter Rechtlichkeit und Erfahrung vorlegen; sie werden urtheilen nach Wahrheit und Gerechtigkeit, und wie sie schätzen, so wird Ben David zahlen. Geduldet Euch nur eine Stunde!"

Don Sebastian hatte Nichts dagegen und ging in seine Herberge zurück. Noch vor der bestimmten Zeit kam Ben David mit drei andern Juden, und diese erklärten auf feierliche Weise, es hätte das Halsband einen Werth von 1,110,000 Golddinare und wäre würdig, Koniginnen und Kaiserinnen zu schmücken. „Seyd Ihr's zufrieden, Herr!" sprach Ben David, „so will ich Euch zahlen diese Summe, und zwar die Hälfte davon sogleich, die andere in vierzehn Tagen." Don Sebastian zog es vor, die ganze Summe nach vierzehn Tagen bei dem Juden zu erheben, der ihm darüber einen Schein ausstellte. Riaza lag näher bei Toledo, als die Burg Don Garcias'. Das Losegeld konnte zudem weit leichter und sicherer von Riaza als von jener Burg nach Toledo geschafft werden. Uebrigens sandte der Ritter noch diesen Abend einen Boten an Donna Urraca mit der Nachricht: Don Garcias würde binnen wenigen Wochen aus der Gefangenschaft erledigt werden, und Don Sebastian die Freude haben, seinen Freund in die Arme der Seinigen zu führen.

Aber es ging nicht so leicht, nicht so schnell. Im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen; nicht um Gold, um einen edlern Preis sollte der Gefangene seine Freiheit erhalten.

Schon des andern Tages begab sich Ben David mit seinen Kleinodien unter sicherer Begleitung nach Toledo. Dort war alles in freudiger Bewegung und Festlichkeiten aller Art wurden vorbereitet; denn der Emir von Saragossa hatte bei Aldemon um Cassilda's Hand geworben und dieser sie ihm gerne zugesagt. Eben dieses Verlöbnisses halber war Ben David, der reiche Jude, beauftragt worden, Perlen, Diamanten und andern Schmuck an den Hof Aldemon's zu bringen, der bei allem Geize dennoch so viel Ehrgefühl und

Vaterliebe hatte, die Tochter bei diesem Feste auf das reichlichste zu begaben und auf das prachtvollste auszustatten. — Ben David legte dem Emir eine Auswahl erlesener Kleinodien vor; Aldemons Auge weidete sich an dem Glanze der Perlen von Tortosa in Ceylon, der Rubinen vou Beja, der Diamanten von Indien, der purpurnen Gürtel, der Diademe vom reinsten arabischen Golde; allein er zeigte sich, obwohl Einzelnes lobend, doch im Ganzen unbefriedigt nach der Art jener Käufer, die da, um einen wohlfeilern Preis zu erhalten, an der Waare mehr Mängel als Gutes entdecken.

„So würdige sich mein erhabener Gebieter," begann Ben David, der, im Handel ergraut, sich nicht aus der Fassung bringen ließ, „dieß Kleinod zu betrachten, das sucht an Schönheit und Kostbarkeit seines Gleichen." Und er bot ihm das Halsband dar.

Da röthete sich Aldemon's Angesicht mit der Glut des wildesten Zornes; seine Augen glichen flammenden Blitzen. „„Jude!"" rief er mit einer Donnerstimme, „„wo hast Du dieß Halsband her? Sprich die Wahrheit!""

„Mein Gebieter!" sprach erschrocken Ben David, „ich habe es gestern gekauft von einem christlichen Ritter."

„„Du lügst, Jude! Wie kann dieß Halsband in die Hand eines christlichen Ritters kommen? Noch vor wenigen Tagen trug's Cassilda, meine Tochter. Nur durch Diebstahl konntest Du zu diesem Kleinod gelangen, und willst Du es läugnen, daß Du, wenn nicht der Stehler, doch der Hehler bist?""

Eine tödtliche Angst ergriff den Juden. „O Miriam!" seufzte er, „Dein Traum! Du hattest Recht." Dann sprach er: „Mein Gebieter! bei dem Gotte meiner Väter betheuere ich Euch, ich habe nicht gestohlen das Halsband; ehrlich ist Euer Knecht, der vor Euch steht, und ehrlich erschien mir der Christenritter, der mir es brachte zum Kaufe und mir gab sein Wort, daß er es gewonnen auf gute Weise, und daß mir kein Schaden zustoßen werde aus dem Ver-

kauf. Hätt' ich nicht also geglaubt, wie hätt' ich wohl das Kleinod zu Euch gebracht?"

Dieser Grund war überzeugend; allein auf den wilden Aldemon machte er keinen Eindruck. Geiz und Grausamkeit waren die Grundzüge seines Charakters und hier fand er Gelegenheit, beide zu befriedigen. Er ließ Ben David sogleich in den Kerker werfen, doch durfte er Miriam von seinem Unglücke in Kenntniß setzen. Dann ward Cassilda von ihren Gärten nach Toledo berufen. Mit Ueberraschung erblickte sie ihr Halsband in des Vaters Händen. Ihr Gemüth war zu edel, um zur Lüge ihre Zuflucht zu nehmen. Sie gestand Aldemon offen, sie hätte das Halsband einem christlichen Ritter als Almosen zur Linderung fremder Noth gegeben.

„Einem Christen?" fuhr Aldemon auf; „einem Christen? Bist Du eine Tochter des Propheten? Was wirfst Du den ungläubigen Hunden diese Perlen vor? Weißt Du, was dieses Halsband kostet?"

„„Ja, Vater! aber Könige und Fürsten müssen königlich und fürstlich geben. Sind nicht auch Christen Deine Unterthanen? und ist es Recht, zuerst auf den Glauben und dann erst auf die Noth zu schauen?""

„Cassilda!" drohte Aldemon, „Du liebst diese Ungläubigen, die der Prophet verdammt, mehr als Du solltest. Ich warne Dich! Der Freche, der Dich im Garten überfallen, soll seiner Strafe nicht entgehen."

Er ging nun auf die Werbung des Emirs von Saragossa über. Wie erstaunte, wie erzürnte er sich nicht, als Cassilda ihn auf das inständigste bat, sie nicht zu vermählen, ihr keines Mannes Hand aufzudringen. Er verließ die Tochter im höchsten Zorne mit der Drohung, sie zu verstoßen. Mit Thränen sah ihm Cassilda nach. „Es muß sich bald mein Geschick entscheiden," seufzte sie, und wandte das fromme Auge zum Himmel. „O Du Herr, der Du mein Herz so wunderbar gerührt hast, lenke Du dann Alles zum Besten!"

Um dasselbe flehte Ben David in seinem Kerker, und mit banger Ahnung verließ er ihn, als er wenige

Tage darauf zu Aldemon geführt ward. Es hatte dieser einen Plan voll Tücke und Schlauheit ersonnen, aus dem Juden Geld zu pressen und zugleich den verwegenen Ritter, der ihm das Halsband verkauft, in seine Gewalt zu bringen. Mit scheinbarem Zorn und fürchterlichen Drohungen fuhr der Emir den Juden an und forderte ihn auf, seine Schuld zu bekennen und den Diebstahl des Halsbandes einzugestehen.

„Mein Gebieter!" sprach Ben David, „ich habe gesagt die ganze Wahrheit; ich habe gekauft das Kleinod aus der Hand eines christlichen Ritters. Mehr weiß ich nicht, mehr kann ich nicht sagen; ich bin unschuldig. Der Gott meiner Väter bezeuge meine Unschuld und helfe mir!"

„„Glaubst Du wirklich, daß der Gott Deiner Väter Dir helfen wird, wenn Du schuldlos bist? wird er Dich erretten, wie er den Daniel aus der Löwengrube errettet hat?""

„Ich glaube fest, daß Adonai mich alten, schuldlosen Mann nicht wird zu Grunde gehen lassen in der Verfolgung. Erretten wird Er mich, das hoff' ich, von der falschen Anklage, wie einst die Susanna. Beschützen wird Er mich vor den wilden Löwen, wie einst den Daniel, denn ohne Schuld bin ich, das weiß der gerechte und allwissende Gott."

Aldemon lächelte tückisch. „„Gut, Ben David! ich will doch sehen, ob Du so unschuldig bist, als Du sagst, auch möchte ich erfahren, ob Dein Glaube wirklich Grund hat und der Gott Deiner Väter Dich erretten wird. Er hat, wie ihr Juden sagt, den Daniel aus der Löwengrube befreit, und auf diese Weise seine Unschuld bezeugt. Gut, Ben David! ich will Dir die Gelegenheit geben, auf gleiche Art Deine Unschuld zu beweisen. Du sollst mit einem Löwen aus Afrika kämpfen; siegst Du, Ben David! dann glaube ich, daß Du unschuldig bist und augenblicklich bist Du dann frei.""

Da faßte ein tödtlicher Schreck den Unglücklichen. „Kann das seyn Euer Ernst, Herr?" begann er zitternd mit gebrochener Stimme. „Wie soll ich alter

Mann kämpfen mit einer Bestie, die stärker ist, als zehn Männer? Ach! erbarmt Euch meiner bei dem Andenken an die Mutter, die Euch geboren, oder wenn Ihr meinen Tod wollt, so laßt mich sterben doch lieber unter dem Beile, als zerrissen von den Zähnen des schrecklichen Thieres."

""Ich will keineswegs Deinen Tod, sondern nur den Beweis Deiner Unschuld,"" fuhr der Emir mit grausamem Spotte fort; ""und um Dich davon zu überzeugen, gestatte ich Dir sogar, einen Kämpfer zu wählen, der statt Deiner mit dem Löwen streite.""

"O Gott Abraham's! wo werd' ich finden den Mann, der sein Leben wagt für einen armen Juden?"

""Was brauchst Du Deinen Kämpfer lange zu suchen?"" fuhr der Emir tückisch fort; ""hast Du das Halsband wirklich von dem christlichen Ritter gekauft und er Dir das Wort gegeben, Dich von allem Ungemache deßhalb zu bewahren, so rufe ihn; ist Deine Rede wahr, so wird er kommen und statt Deiner den Kampf mit dem Löwen bestehen.""

Ein Strahl der Hoffnung senkte sich in das gram-umnachtete Herz des Juden, aber nur um sogleich zu verschwinden und einer noch größern Muthlosigkeit Platz zu machen, und er begann nach einer kurzen Pause: "Wo werd' ich jetzt finden den Ritter? Wie kann er kommen, hat er nicht freies und sicheres Geleite nach dem Kampfe, wenn er überwindet wie Samson mit Gottes Hilfe den Löwen. Hat er Nichts zu fürchten wegen des Halsbandes von Deinem Zorne, o Herr? Leichter obsiegt er der Bestie, als Deinem Zorne, der furchtbar und verzehrend ist, wie das Feuer von Gomorrha."

""Was soll ich dem Ritter das freie Geleit verweigern?"" sprach nach einigem Nachdenken Aldemon. ""Bleibt er Sieger, so mag er ungefährdet gehen, wenn er anders sich darüber ausweisen kann, daß er, wie er behauptet, das Halsband auf ehrliche und ritterliche Weise an sich gebracht hat.""

Diese Bedingniß gab das Geschick des Ritters ganz in die Hände Aldemons; denn wer anders sollte

darüber, ob das Halsband auf gute Weise in den Besitz des Ritters gekommen, urtheilen, als er, der Emir und Vater Cassilda's? Das leuchtete auch sogleich dem unglücklichen Juden ein, und alle Hoffnung aufgebend, daß Don Sebastian bei so offenbaren Gefahren den Kampf für ihn wagen würde, schlug er entsetzt die Hände über den Kopf und rief: „So bin ich verloren!"

Aldemon befahl, den Juden abzuführen. Aber es war ihm doch nicht Ernst, Ben David mit dem Löwen kämpfen zu lassen; dieser Kampf sollte nur den kecken Ritter in die Falle locken. Käm' er, so war Aldemon fest entschlossen, ihn nimmer lebendig aus Toledo zu lassen, sollte er auch noch einmal den Sieg über den Löwen gewinnen. Blieb der Ritter aus, so mußte der Emir zwar auf die Befriedigung seiner Rache verzichten, aber er hatte dann den Vorwand, den Juden für schuldig zu erklären und es war kein Zweifel, daß dieser, um des Kampfes mit dem Löwen erledigt zu werden, sich zur Zahlung jeder Summe verstehen würde. Der Plan schien sehr gut ausgedacht; aber die Streiche, die der tückische Emir Unschuldigen versetzen wollte, fielen alle auf ihn zurück. In die Grube, die er Andern zum Verderben gegraben, stürzte er selber hinein.

Siebentes Kapitel.

Eulogius.

Wenige Tage nach diesen Ereignissen sah man in den Gängen des Kerkers jene wunderbare Erscheinung im weißen Gewande wieder, die seit einigen Wochen sich nimmer gezeigt hatte. Auch dießmal kam sie zu Don Garcias, dessen Herz bekümmerter als jemals war. Die Schwertschläge jenes nächtlichen, so nahe bei seinem Kerker geführten Kampfes zwischen Don

Sebastian und Aldemon's Häschern waren bis zu ihm gedrungen, und es mußte sich ihm nun, da er seitdem von seinem Freunde nichts vernommen, der schreckliche Gedanken aufdringen, er wäre im Kampfe gefallen, gefallen mit ihm auch die letzte Hoffnung der Rettung. Als nun die Gestalt sich ihm nahte und wie sonst Speise und Wein ihm reichte, da begrüßte er sie mit wehmüthiger Freude; sie blickte ihn forschend und mit Ernst an.

„Don Garcias!" fragte sie dann, „was bist Du so traurig? Nie sah ich Dich so. Bist Du nicht Christ? Wo bleibt Dein Vertrauen? wo Deine Hoffnung?"

„„Ach, Du wunderbares Wesen! ich hatte Hoffnung, aber sie ward mit meinem Freunde begraben. Sieh', an der Thüre dieses Kerkers floß das Blut des treuesten Freundes.""

„Du irrst Dich, Dein Freund lebt; glaub es mir. Er hat jetzt bessere Mittel zu Deiner Rettung gefunden, und Deine Rettung ist wohl näher, als Du meinst."

Da sprang Don Garcias trotz seiner schweren Ketten auf und seine Augen leuchteten. „„O, wer Du auch seyn magst, täusche mich nicht durch leere Hoffnung. Ich habe der Schmerzen genug; füge nicht neue hinzu.""

„Hab' ich Dich denn je belogen?" verwies die Gestalt mit sanftem Ernste. „Don Sebastian lebt und bald wird er sich Dir nahen."

Sie verließ Don Garcias beglückt und voll Erstaunen, daß ihr sogar der Name seines Freundes bekannt war. Wenn er erst gewußt hätte, daß sie es war, welche ihn dem Tode entrissen und mit dem reichsten Schmucke zu seiner Erledigung begabt hatte! Aber die wunderbare Erscheinung mußte noch Andere besuchen, Andere trösten. So wallte sie von Kerker zu Kerker, wie ein milder Stern das Licht des Trostes und der Labung in diesen finstern Höhlen des Elendes zu verbreiten. Nur wenige Nächte war sie ausgeblieben und sie waren den gefangenen Christen den-

noch wie eine Ewigkeit erschienen. Mit welchem Jubel ward sie nicht von den Bedrängten empfangen, mit welcher Sehnsucht nicht von Allen begrüßt! Die einen umschlangen ihre Füße, die Andern suchten ihr die Hände zu küssen, wieder Andere waren es zufrieden, nur den Saum ihres Gewandes mit den Lippen zu berühren. Mit der alten Liebe neigte sich die wunderbare Erscheinung zu den Leidenden, und vertheilte ihre erquicklichen Gaben. Den Hungrigen brachte sie Speise, den Kranken Arznei; sie verband ihre Wunden und goß mit den liebreichsten Worten das Oel des Trostes in die bekümmerten Herzen. Als sie nun von ihnen scheiden wollte, da baten die Gefangenen sie fußfällig, ja bald wieder sie mit ihrem Besuche zu beglücken und nimmer so lange zu verweilen, denn ihr Anblick schon sey Trost und Erquickung.

Die Gestalt aber seufzte auf und ihre Augen schienen sich mit Thränen zu füllen. „Was setzt Ihr," hob sie an, „Euere Hoffnung auf ein Geschöpf? wenn mich Der, welcher zu Euch mich geschickt hat, abrufen sollte, kann Er denn nicht Andere senden, nicht auf andere Weise helfen? Ihr seyd ja Christen! Zu euerm Heilande geht, der ein Herz für Euere Noth und die Macht hat, ihr abzuhelfen."

Die Erscheinung stieg nun tiefer hinab und gelangte über hunderte von Stufen in einen dunkeln Gang. Es rauschte wie von nahen Wassern. Das war der Tajo, der dicht an diesen Mauern seine Fluthen vorbeiwälzte. Furchtbares Geheul, Gewinsel und Gebrüll ertönte, als hauseten hier wilde Bestien; denn unweit dieses Ganges hauseten Aldemon's Löwen, Tiger und Schlangen in eisernen Käfigen eingesperrt, gefangen wie die Menschen, und doch von dem Emir menschlicher behandelt, als sie. Furchtlos ging die Erscheinung weiter bis zum Ende des Ganges; dort bei einem Thürlein hielt sie und trat ein. Das Licht ihrer Lampe fiel auf einen Greis von ehrwürdigem Aussehen, der in langem schwarzen Gewande mit herabwallendem weißen Barte, die gefesselten Hände und das milde Auge erhoben, knieend vor einem Tischlein

lag, auf dem, freilich in höchst mangelhafter Weise, ein Altärlein mit dem Kreuze errichtet war. Es war ein Priester, Eulogius mit Namen; ihn hatte der grausame Christenfeind Aldemon hieher geworfen, weil er mit brünstigem Eifer die Christen zu Toledo durch erschütternde Predigten, wie durch ein heiliges Leben im Glauben an Jesu erhielt, ja manche zu dem Islam Abgefallene wieder zu Ihm zurückführte. Ergriffen blieb die Gestalt einige Zeit stehen, den Gebeten des Priesters lauschend, die süß und erschütternd, als spräche ein Seraph mit seinem Gotte, erklangen; ja, sie selber schien mitzubeten. Als nun der Greis sich umwandte, da nahte sich ihm die Gestalt und sie, die gewohnt war, die größten Ehrenbezeugungen zu empfangen, neigte sich in heiliger Ehrfurcht vor ihm, und küßte ihm die Hand, wie eine Tochter dem Vater. Der Priester sah sie an voll Liebe und Freude. „Ich danke Gott," begann er tiefbewegt, „ich danke Gott, meine Tochter, daß ich Dich wieder sehe! Mein Herz ist tiefbekümmert Deinetwegen, und mir ist's, als seyst Du von vielen und großen Gefahren bedroht."

„„O, Du Mann Gottes! so ist es auch,"" erwiederte die Erscheinung; „„nie war meine Lage bedrängter, als jetzt. Aldemon, mein Vater, will mich mit dem Emir von Saragossa vermählen; aber wie kann ich dem fremden Manne folgen? Dem soll ich für die Zukunft angehören, der das haßt, was ich liebe? das mit Füßen tritt, was ich anbete? Das vermag ich nimmermehr. Ich hab' es offen Aldemon bereits gestanden; wie zürnte, wie drohte er mir! O sein Zorn ist furchtbar! Des Blitzes zermalmendes Flammen ist ein milder Lichtstrahl gegen seinen Zorn!""

Mit Blicken der innigsten Theilnahme betrachtete Eulogius die Gebeugte. „So wäre sie da die Zeit der Prüfung?" begann er mit leuchtenden Augen. „Jetzt, Cassilda! jetzt zeige, daß Du würdig bist des Glückes, eine Christin zu werden, und Dem anzugehören, Der ja auch für uns den Kelch des Leidens geleert hat. Bist Du nicht in seiner Hand? Was vermag Aldemon, was können die Mächtigen dieser

Erde gegen Den, dem Himmel und Erde gehorchen und die Engel dienen? Darum verzage nicht, meine Tochter! sey getrost, Dein Glaube wird Dir helfen; der Herr wird Dich beschützen, Er wird Dich retten aus aller Noth, Dich zum Siege führen und mit der Krone schmücken."

„„Ich fürchte mich nicht vor Leiden,"" erwiederte ruhig und ergeben Cassilda; „„schmerzlich wird mir nur das seyn, daß mein eigener Vater sie bereitet und es mir verwehrt, meinem Heilande zu folgen. Willig leg' ich die Krone und die Herrlichkeit dieser Welt zu den Füßen Jesu, und ein Strahl der Liebe aus seinem göttlichen Auge ist mir lieber, als all' irdischer Glanz. Mag da kommen, was immer will, Nichts wird mich scheiden von seiner Liebe. Aber, Vater! betet für mich und säumt, ich bitt' Euch, nicht länger, mich durch die heilige Taufe zu seinem Kinde zu machen, und mir den heiligsten Leib des Herrn, nach dem mein Herz sehnlichst verlangt, zu reichen; denn ich bedarf der Stärkung, und Schweres und Bitteres steht mir bevor.""

„Du hast Recht, meine Tochter!" sprach der Greis, „es ist jetzt Zeit, die Sehnsucht Deiner Seele zu stillen. Komme die folgende Nacht und Du sollst genießen das höchste Glück des Menschen auf Erden."

Da ward die Thüre aufgerissen. Aldemon, von Hakim und Ali begleitet, trat mit flammenden Blicken ein. Cassilda schrack zusammen; aber ein Blick auf den Greis, der ruhig und fest die Augen auf die Saracenen wandte, ja sogar einige Schritte ihnen entgegen ging, belebte ihren Muth, gab ihr neue Kraft. „O Du entartetes Kind!" rief er mit einer vor Grimm und Wuth fast erstickten Stimme, „so wagst Du es, Deinen Vater zu betrügen? Du bist die Erscheinung, die uns so lange getäuscht hat? Schande über Dich! Du willst den Glauben des Propheten, der zum Paradiese führt, verlassen, und das Bekenntniß dieser Elenden annehmen, die Allah schon bei der Geburt verdammt hat?" Nun stieß er die grauenvollsten Lästerungen aus, doch Cassilda unterbrach ihn mit den

Worten: „„Vater! martere mich, tödte mich! aber lästere nicht den Heiligsten, Den Du nicht kennst, Der einst Dein Richter seyn wird!““ Aldemon gebot ihr zu schweigen, und wandte sich dann zu Eulogius, ihn mit Verwünschungen überhäufend und mit einem Tode bedrohend, gegen welchen des Feuers Glut nur kühler Thau seyn würde. Furchtlos entgegnete der Priester: „Thue was Du willst! Je größer die Pein, desto eher werd' ich gereinigt, desto eher theilhaftig der himmlischen Krone.“ Und die erschütterte Cassilda tröstete er: „Meine Tochter! Christus sey Dein Leben, Ihm sterben Dein Gewinn!“

Da warf den ehrwürdigen Greis ein Faustschlag den ihm der wüthende Aldemon versetzte, auf die Erde nieder. Als er wieder erwachte, fühlte er das Blut über die Stirne tröpfeln und heißen Schmerz am Haupte. Er segnete diese Blutstropfen, die ihm Vorboten seines Martertodes zu seyn schienen, und bereitete sich mit Ergebung, ja mit Freudigkeit darauf vor. Nach einer Stunde vernahm er Schwertergeklirr und wilde Stimmen in seiner Nähe. „Sie kommen bald, meine Erlöser,“ sprach er, „ich will sie grüßen in Deinem Namen!“ Da klang es wie ein tiefer Seufzer, die Thüre ging auf und mit Erstaunen sah es Eulogius, wie die Häscher einen gefesselten Juden in seinen Kerker mit Schmäh- und Spottreden hineinstießen. „Da, Du Sohn Abrahams,“ hob einer der Saracenen an, „nimm' hier den Platz in dem Schooße Deines Vaters; sieh', ob man Dir hier auch Feilen und Strickleitern zustecken kann!“

„„Tröste Dich, Jude!““ höhnte ein anderer von den Häschern, „„hier hast Du die beste Gesellschaft; hier bist Du bei einem christlichen Priester, der wird Dich schon abrichten, wie man mit Löwen kämpft. Hörst Du, wie der Löwe Dich begrüßt?““

In der That, ganz in der Nähe erscholl das heisere Gebrüll eines Löwen. Ben David — das war der Jude — begann, blaß wie eine Leiche zu werden und zu zittern; er wäre umgesunken, hätte nicht Eulogius ihn gehalten und mitleidsvoll auf sein Stroh-

lager geführt. Er gab ihm dann seinen Wasserkrug und richtete einige tröstende Worte an ihn. Ben David seufzte tief, und bewegte seine Lippen wie zum Gebete; dann erhob er sein gebeugtes Haupt und sah von dem niedern Lager aufwärts, um seinen Gutthäter zu erkennen. „Hier ist es zu dunkel," begann er leise, „und mein Aug' ist zu schwach, um zu erkennen Den, der meiner Seele jetzt wohlthut! Dank sey Euch, daß Ihr einen armen Juden nicht zurückstoßt, sondern ihm ein Mitleid schenkt, das er wohl verdient in seinem Jammer."

„„Bin ich denn nicht ein Diener Dessen, welcher ein Gott der Liebe und Barmherzigkeit ist?"" erwiederte Eulogius bewegt. „„Trag' ich denn nicht selber das Leiden und die Ketten der Gefangenschaft?""

„Welch' eine Stimme!" rief Ben David; „ja, Ihr seyd es, Der vor drei Jahren mich errettet hat im Christentempel zu Saragossa von den Messern der Mörder und den Fäusten des gewaltthätigen Volkes."

„„Bist Du es, Ben David?"" fragte Eulogius verwundert. „„So führt uns der Herr wieder zusammen? Ben David! ich habe Deiner oft gedacht und nicht zum Wenigsten in meinem Gebete. Aber, was hast Du begangen, daß man Dich hieher schleppt.""

„Bei dem Gott meiner Väter!" sprach der Jude, „ich weiß mich keiner bösen That schuldig, und an dem, was ich sollte verbrochen haben, bin ich so schuldlos, wie ein neugebornes Kind!"

Ben David zuckte plötzlich angstvoll zusammen, denn wieder stieß der Löwe sein schreckendes Gebrüll aus. „„Fürchte Dich nicht, Ben David!"" beruhigte Eulogius; „„starke Mauern trennen uns von dem wilden Thiere, und es wird Dir nicht schaden.""

„O Du Gott Abraham's und Isaak's!" klagte der Jude; „soll ich nicht vergehen in Angst und Schrecken, da der grausame Pharao von Toledo mich vorwerfen will diesem Löwen, der da so schauderhaft brüllt und begehrt nach meinem Fleische? Der Unglückliche erzählte nun dem Priester die Geschichte seines Jammers. Tief ergriffen hörte sie Eulogius an und sprach dann

zu ihm: „„Ben David! bist Du unschuldig, was fürchtest Du Dich? Denke an Joseph, der aus dem Kerker auf den Thron gerufen ward. Denke an Susanna, deren Unschuld der Gott der Gerechtigkeit so wunderbar bezeugte. Sind Deine Feinde mächtig, ist denn Gott nicht noch mächtiger? Sprich mit David: Der Herr, Der mich aus den Klauen des Löwen und aus dem Rachen des Bären errettet hat, wird mich auch aus der Hand dieses Philisters erretten. Heißt es nicht: Auf Nattern und Basilisken wirst Du wandeln und zertreten Löwen und Drachen?““ Diese Worte fielen wie ein mildes Oel auf die Schmerzenswunden des Juden. Er neigte sein Haupt und sprach die schöne Trostung desselben Psalmes: „Weil er auf mich gehofft hat, so will ich ihn befreien und ihn beschirmen, denn er hat erkannt meinen Namen!“ Dann hob er zu beten an; nachdem er einige Zeit im Gebete zugebracht hatte, wandte er sich an Eulogius: „Ich darf Euch trauen, denn Ihr seyd ein Priester, der nicht verrathen darf das Geheimniß. Ich bitt' Euch, leset mir vor dieß Zettelein; es ward mir zugestellt ganz insgeheim, kurz vorher, ehe sie mich da hinabschleppten in diesen Abgrund des Elendes. Denn mein Aug' ist zu schwach und kann in diesem Dunkel nichts unterscheiden.“

Und Eulogius las: „„Miriam grüßt mit Thränen Ben David. Der christliche Ritter wird kommen und streiten mit dem Löwen. Miriam und Dein Volk bieten Alles auf, zu retten Dich. Der Herr wird bringen Hilfe! Ihm vertraue!““

Ben David blickte dankend zum Himmel. Er begann wieder zu hoffen, und mit Vertrauen und Ruhe sah er dem verhängnißvollen Tage entgegen, wo der Kampf mit dem Löwen stattfinden sollte. Dazu trug vornämlich die liebevolle Zusprache des Priesters bei. Zehn Tage blieb der Jude mit ihm eingeschlossen, und es kam eine Zeit, wo er diese Tage und den Aufenthalt im Gefängnisse segnete. Es konnte nicht fehlen, daß Ben David — der gelehrte Rabbi — mit Eulogius über religiöse Gegenstände und Punkte des

Glaubens in das Gespräch kam. Immer heller, immer strahlender leuchtete jener Funke, den Eulogius zu Saragossa in Ben David's Herz geworfen, immer mächtiger fühlte sich dieser zu der Religion des Gekreuzigten hingezogen.

Achtes Kapitel.

Der Kampf.

Arnold, der Begleiter Don Sebastian's nach Riaza, hatte wegen Krankheit in dem Städtlein zurückbleiben müssen. Dieser scheinbar unbedeutende Zufall trug wesentlich zu Ben David's Rettung bei. Ohne ihn hätte Miriam wohl schwerlich den Aufenthalt Don Sebastian's sobald, als es Noth that, erfahren. Das treue Weib machte sich, von einem zuverlässigen Führer geleitet, unverzüglich auf den Weg, und schon des andern Tages am Abend erreichte sie freilich erschöpft das Waldschloß Don Rodrigos. Unter heißen Thränen erzählte sie Don Sebastian das Unglück Ben David's und die Tücke Aldemons. Dann warf sie sich zu den Füßen des Ritters und rief: „Jetzt rettet Den, der Euerer Ehre mehr vertraut hat, als der Warnung seines Weibes; jetzt löset ein das Wort Euerer Ehre, daß Ihr abwenden wollt und gut machen allen Schaden."

„„Das will ich auch, armes Weib!"" sprach der Ritter, die edle Röthe eines gerechten Zornes auf den Wangen. „„Ben David, Aldemon und ganz Spanien sollen erfahren, daß jenes Halsband auf ehrenhafte Weise in meine Hand und aus dieser in die des Juden gekommen ist.""

„Also gedenkst Du wirklich nach Toledo zu ziehen und mit dem Löwen zu kämpfen? Mehr als dieser, ist Aldemon's Tücke zu fürchten. Wie, wenn Du erkannt würdest als der entflohene Gardist, als der kecke Eindringling in den Garten? Traue nicht dem

freien Geleite, das der Emir Dir versprochen; das ist nur Lockspeise, Dich zu fangen. Du trittst in die Höhle des Mörders," warnte Don Rodrigo.

„„Steht nicht meine Ehre auf dem Spiel? Hab' ich mein Wort nicht dem Juden verpfändet? Wär' ich werth, ein Glied der christlichen Ritterschaft zu seyn, zög' ich mich feige von dem Kampfe zurück, ließ ich Juden und Saracenen spotten über meinen Muth und meine Ehre? Nein, Don Rodrigo! der Tod ist mir lieber, als ein ehrloses Leben; und würde Aldemon alle Bestien Afrika's gegen mich senden, ich käme. Der Allmächtige wird mir seinen Schutz nicht versagen und die jungfräuliche Mutter des Heilandes wird für mich bitten.""

„Du hast gesprochen als Christ und Ritter," sprach Don Rodrigo gerührt. „So zieh' denn mit den Engeln Gottes hin nach Toledo. Was ich zu Deinem Schutze thun kann, das wird geschehen."

Nach einer Stunde schon saß der wackere Don Sebastian auf seinem Renner. Sechs erlesene Knappen waren seine Begleiter, und Don Rodrigo selber folgte ihm mit seiner ganzen Schaar bis unter die Mauern Toledo's, um nöthigenfalls seinen Freund wider Aldemon's Gewaltthätigkeit zu schirmen.

Daselbst war am Tage des Kampfes Alles in Aufregung, Christen wie Juden, Saracenen wie die Berbern aus Afrika, zahlreich in Toledo wohnhaft, strömten schaarenweise zu dem großen Platze vor dem Pallaste Aldemon's, der zu dem Kampfe bereitet war. Schranken und Pfahlwerk umgaben ihn, hoch genug, die Zudringlichen abzuhalten, doch immer so gestellt, daß die Aussicht frei blieb. Hie und da gab es sogar Gallerien und Bänke zur Bequemlichkeit der Zuschauer. Auf dem Balkon des Pallastes war ein eigener Thron für Aldemon errichtet, wie unter demselben eigene Plätze für seinen Hofstaat und die Edlen der Saracenen. Zahlreiche Wachen waren überall ausgestellt, Ordnung zu halten, und das Corps der Slavonier stand bereit, im Nothfall sie zu verstärken. Alles wandte die Augen bald nach dem Balkone, bald nach

dem Thore des Gefängnisses, das sich endlich öffnete. Ben David trat heraus; ruhig, ergeben, die Augen wie zum Gruße wendend auf seine Glaubensgenossen, die sich dicht an die Schranken gedrängt, nahm er dann Platz auf der für ihn bestimmten Bank. Er faltete die Hände und hob zu beten an, und er betete zu Jesus Christus, Dem schon sein Herz gehörte. Eulogius hatte ihn mit den Worten gesegnet: „Rufe Jesus Christus, den menschgewordenen Sohn Gottes an, und an Dir wird Seine Macht und Liebe offenbar werden." Das that er jetzt. Im Gebete versunken, störte ihn nicht der Lärm der Menge, nicht das Schmettern der Trompeten, die da Aldemon's Ankunft verkündigten; nur als der Löwe in die Schranken geführt wurde und brüllte, zuckte er leise zusammen, bald aber sich fassend, hob er das Auge zum Himmel und ward ruhig wie zuvor.

Jetzt gab Aldemon einen Wink. Zwei Herolde erhoben sich und verkündigten, daß der Jude, Ben David, verdächtig sey, ein kostbares Kleinod aus dem Schatze des Gebieters von Toledo entwendet zu haben. Aber der Stimme der Gnade folgend, hätte der großmüthige Herr dem Juden gestattet, seine Unschuld im Kampfe mit einem Löwen zu beweisen, oder durch einen andern Kämpfer darthun zu lassen. Der Tag des Kampfes sey der heutige; des Kampfes Anfang sey bestimmt, wann die Sonne die Mittagshöhe erreicht hätte. Und dazu fehlten nur wenige Minuten.

Aber Ben David schwieg nicht bei einer solchen Anschuldigung. Er stand auf und rief mit lauter Stimme: „Ich rufe Gott den Allwissenden an zum Zeugen, daß auf ehrliche Weise das Halsband gekommen ist in meine Hände durch Kauf von einem christlichen Ritter! Darauf hat dieser mir gegeben sein Wort und versprochen, mich zu bewahren vor allem Schaden. Und gewiß, er wird halten sein Wort, er wird kommen, den armen Juden zu vertheidigen."

„„Er kömmt! er kömmt!"" rief es von jener Seite, wo Christen und Juden standen oder saßen. Man sah bewaffnete Reiter im Galoppe heraneilen, und in

wenigen Augenblicken hielt ein Ritter, ganz geharnischt, das Visir herabgelassen, so daß man sein Gesicht nicht erkennen konnte, mit sechs Knappen an den Schranken und verlangte Einlaß. Dann rief er mit mächtiger, weithin schallender Stimme: „Hör' es, Aldemon! hört' es Ihr Bewohner von Toledo und von Spanien, mögt Ihr nun Christen, Juden oder Saracenen seyn, hört', was ich sage. Unschuldig ist Ben David! denn er hat das Halsband nicht gestohlen, sondern gekauft von einem christlichen Ritter. Auf welche Weise dieser das Kleinod erhalten hat, braucht er nicht zu sagen. Aber das behauptet er, daß es ehrenhaft, würdig und ritterlich in seine Hand gekommen ist, und erbietet sich, solches gegen Jedermann zu vertheidigen und zu erproben im Kampfe mit Dolch und Schwert, mit Kolben und Lanze."

Darauf fragten ihn die Herolde, ob er des Juden Unschuld auch im Kampfe gegen einen Löwen zu vertheidigen wage?

„Ja!" rief der Ritter furchtlos; „wenn es seyn muß gegen alle Tiger und Löwen der Welt; der wagt nichts, der das Recht auf seiner Seite hat."

Aldemon's Züge rötheten sich, seine Augen flammten voll tödtlichen Hasses. Er gab das Zeichen, die Schranken dem Ritter zu öffnen und den Löwen gegen ihn loszulassen. Als sich der Löwe der Ketten ledig fühlte, stieß er ein furchtbares Gebrüll aus und sprang in gewaltigen Sätzen bis in die Mitte des Kampfplatzes. Bei dem Anblicke und dem Gebrüll des Löwen bäumte sich das Pferd des Ritters. Doch er beruhigte es eben so kräftig als geschickt, und nahm seine Stellung etwa zwanzig Schritte von der Bestie entfernt, und auf das genaueste jede Bewegung derselben beobachtend. Der Löwe hielt jetzt still, blickte mit den feurigen Augen verwundert und trotzig den Ritter an und legte sich dann nieder, die Mähne schüttelnd und mit dem Schweife brüllend die Erde schlagend, daß weithin Alles mit Staub erfüllt ward. So blieben beide Gegner eine Zeitlang einander gegenüber. Da schossen die Saracenen, die Wuth des

Löwen zu reizen, kleine spitzige Pfeile auf die weichern Theile seines Körpers ab; ein Pfeil traf ihn am Bauche zu derselben Zeit, wo das Pferd des Ritters auf ähnliche Weise durch einen Pfeil verwundet, sich heftig aufbäumte und den Ritter abzuwerfen drohte. Und nun schien dieser verloren. Denn während er beschäftigt war, sein Pferd zu bändigen, stürzte der Löwe wüthend vor Schmerz, mit dem Schweife wild umherschlagend und sich in Staubwolken hüllend auf ihn. Der Ritter hatte kaum noch Zeit, die Lanze zu seinem Schutze vorzuwerfen; die Bestie rannte sich in der Wuth die Spitze in die Brust, zerbrach den Schaft und warf sich dann auf das Pferd, es mit Einem Schlage zu Boden werfend. Aber jetzt zeigte der Ritter bewunderungswürdige Geistesgegenwart und fast übermenschliche Stärke. In dem Augenblicke, wo das Pferd zusammenbrach, schwang er sich aus dem Sattel und wich durch einen geschickten Sprung dem zweiten Schlage, den der Löwe mit der Tatze nach ihm führte, aus. Dann hieb er mit einem mächtigen Hiebe der Bestie die rechte Tatze ab, der zweite Schlag traf sie über die Augen, daß sie heulend und blutströmend sich in dem Sande wälzte, mit dem dritten Stoße, der den Hals durchschnitt, nahm der Ritter ihr das Leben. Das Alles war das Werk von wenig Augenblicken. Ein lauter Jubelruf ertönte nun aus der Brust der Juden und Christen, selbst die Saracenen konnten nicht umhin, der Tapferkeit des christlichen Ritters die verdiente Anerkennung zu zollen. Dieser aber rief: „Gott hat gerichtet, und die Unschuld bezeugt. Ben David, danke Gott!" Dann wandte er sich an Aldemon, dem des Ritters Sieg und des Volkes Jubelruf wie Galle schmeckte: „Jetzt, Aldemon! zeige Dich als Fürst und halte Dein fürstliches Wort. Laß frei den Juden, gib ihm zurück das Kleinod und wahre mir das sichere Geleit."

„„Zähme Deine verwegene Zunge, Du Christ!"" antwortete dieser voll Grimm. „„Aldemon braucht von keinem Christen zu lernen, was er zu thun hat."" Mit Wuth, auf neue Tücke sinnend, verließ er den

Balkon. Doch gab er den Juden sogleich frei und unter dem Jubel seines Stammes begab sich David in das Haus Aarons, seines Schwagers, wo ihn Miriam und seine Verwandten mit Freudenthränen begrüßten und mit einem Festmahle seine Rettung feierten. Don Sebastian warf, ehe er den Kampfplatz verließ, einen schwermüthigen Blick nach dem Kerker, wo sein Freund noch immer schmachtete, und suchte dann mit den Seinigen eine Herberge. Von allen Seiten erboten sich die Christen, den tapfern Ritter bei sich aufzunehmen. Allein dieser schlug dankend alle diese Einladungen aus; er wollte seine Glaubensgenossen nicht dem Argwohne des tückischen Aldemon's aussetzen. Während Don Sebastian in der Herberge ausruhte, kam ein Mann und brachte ihm einen Zettel. Er war von Ben David. Der Ritter, des Lesens nicht unkundig, las mit Erstaunen: „Ben David dankt einstweilen mit Worten seinem Retter, den Gott belohnen und behüten wolle. Ist Euch lieb Euer Leben, so verlasset nicht Toledo, sondern bleibt in der Herberge bis zur Nacht, wo dann kömmt dieser Bote, Euch zu führen in Sicherheit. Aldemon hat Euch geschworen den Tod. Auch ich muß fliehen vor seinem Grimme heute noch. Ich bitt' Euch fußfällig, rettet Euer junges Leben, folgt meinem Boten, dem Ihr trauen dürft wie Euerm Bruder."

Bei aller Kühnheit hatte Don Sebastian Besonnenheit genug, eine gut gemeinte Warnung nicht zu verachten. Nach kurzer Erwägung beschloß er, Ben David's Rath zu folgen. Als die Nacht einbrach, kam wirklich der Bote, und führte ihn und die Knappen, die ihre Pferde zurücklassen mußten, durch abgelegene Gassen in ein großes, einzeln stehendes Gebäude, das, wie es schien, von jüdischen Kaufleuten als ein geheimes Waarenlager benutzt ward. Daselbst wurden sie auf das Beste verköstigt, und blieben bis zur zweiten Nacht, wo derselbe Mann wieder erschien und sie durch ein geheimes Pförtlein aus der Stadt an den Tajo führte. Auf einer schon bereit gehaltenen Barke schifften sie schnell über den Strom und

es hatten die Knappen die Freude, am andern Ufer ihre Pferde wieder zu finden. Auch für Don Sebastian stand ein herrliches Roß im reichsten Schmucke bereit, und nun ging die Reise um so schneller vorwärts, als die Nacht jetzt zerfloß und über die Berge langsam und majestätisch die Sonne heraufstieg und mit Licht Alles übergoß. Don Sebastian hatte jetzt wenig Sinn für die Anmuth der ihn umgebenden Natur. Seine Gedanken weilten bei Don Garcias und nicht zum Wenigsten bei Cassilda. Er ahnete nicht, daß er ihr nahe, daß er berufen war, sie heute noch zu sehen, ja zu retten.

Neuntes Kapitel.

Schluß.

Cassilda war seit jener Nacht, wo sie der Vater bei Eulogius getroffen, in ihren Gemächern auf das schärfste bewacht worden. Niemand durfte sie besuchen, ihrer Dienerschaft ward ein strenges Stillschweigen geboten, und so kam es, daß sie von jenem Kampfe, der ganz Toledo aufregte und wozu sie die schuldlose Veranlassung gegeben, auch nicht das Mindeste erfuhr. Am Abende dieses Tages trat Aldemon in ihr Gemach und der wilde Ausdruck seiner Züge ließ nichts Gutes ahnen.

„Cassilda!“ begann er, nachdem er sie eine Zeitlang mit den unheimlich glühenden Augen düster betrachtet, „Cassilda! willst Du noch länger Deinem Vater trotzen? Willst Du noch länger das Gesetz des Propheten verachten, und Gemeinschaft haben mit jenen Leuten, die Allah uns als Schemel zu unsern Füßen gelegt hat?“

„„O Vater! ich werde Dich mehr lieben, als je, werde Dein treues, gehorsames Kind in allen Stücken seyn. Jedes Opfer verlange von mir, aber meinen

Glauben, meinen Glauben an Christum, den laß ich nimmer. O mein Vater, daß auch Du die Augen dem Lichte öffnetest, das Jesus Christus, der Sohn des Allmächtigen in die Finsterniß gebracht hat; daß auch Dein Herz das Glück kostete, das über Alle kommt, die Ihn lieben!""

„O welche Schande bringst Du über mein Haupt!" rief der Emir; „ist es erhört, daß ein Sprößling aus Aldemon's Geschlecht den Propheten verläugnet und sich mit Jenen, die Allah von seinem Angesicht verworfen hat, im Schmutze wälzt?" Und nun bot er Alles auf, sie bald durch List, durch Schmeichelei und glänzende Versprechungen zu verlocken, bald durch fürchterliche Drohungen mit ewigem Kerker, ja mit dem Martertode selber zum Abfalle zu bringen. Aber weder das eine noch das andere Mittel machte auf Cassilda's Herz Eindruck; es gehörte dem Heilande und Ihm wollte sie leben, Ihm wollte sie sterben.

Da beschloß Aldemon im höchsten Zorne, die hartnäckige Tochter von sich zu verbannen. Ferne von Toledo in den Kerkern eines Schlosses, das in den Schluchten des Gebirges lag, sollte die Ungehorsame ihren Trotz büßen. Hakim, dem er am meisten vertraute, ward in das Geheimniß gezogen und erhielt Befehl, mit einer erlesenen Schaar Cassilda in das Schloß abzuführen.

Mit dem Muthe und der Ruhe einer Gott vertrauenden Christin ergab sich die Dulderin in das harte Loos. „Der Wille Gottes geschehe! auch in der Finsterniß des Kerkes wird mir Jesus Licht und Trost seyn," rief sie, als sie in der folgenden Nacht, nur von einer Dienerin begleitet, eine Sänfte besteigen und unter dem Schutze Hakim's und seiner Slavonier die Reise nach dem Kerker antreten mußte. Von Toledo scheidend, gedachte sie nochmals ihrer Gefangenen, die sie nun nimmer erquicken konnte, und empfahl sie der Liebe des Allerhöchsten, gedachte sie ihres Vaters, und bat den Herrn nur um die Eine Gnade, nicht ohne den Trost der heiligen Taufe und Communion aus dem Leben gehen zu dürfen.

Der Morgen begann zu dämmern, und doch hatten sie nur wenige Stunden zurückgelegt; immer mühseliger wurden jetzt die Wege in den Bergen, und nur langsam konnten die Saracenen vorwärts kommen. Da zeigten sich plötzlich christliche Reiter; sie gehörten zu der Schaar Don Rodrigo's, der, zum Schutze seines Freundes, sich möglichst nahe an Toledo gelagert, und von dem Ausgange des Kampfes noch keine Kunde hatte. Die Erscheinung der christlichen Reiter überraschte Hakim; doch im Vertrauen auf seine mehr als doppelte Uebermacht, befahl er den Angriff. Allein die Saracenen fanden einen Widerstand, den sie nicht erwartet hatten. Dennoch neigte sich der Sieg bei ihrer Ueberzahl auf ihre Seite; schon blutete Don Rodrigo aus mehreren Wunden, und es ward die Zahl seiner Tapfern immer kleiner, als plötzlich im Rücken der Saracenen aus einem Hohlwege eine kleine Reiterschaar heraneilte und mit dem Rufe: „Jesus und Maria!“ sich auf dieselben stürzte. Es waren nur sieben Männer, welche diese Hilfe brachten. Aber es schien, als wären ihre Arme von Stahl, so schwer und zermalmend trafen ihre Streiche. Zumal zeigte ihr Anführer den kühnsten Muth und eine fast übermenschliche Stärke, und drang bis zu Hakim vor, der mit den tapfersten der Saracenen die Sänfte umgab und sie standhaft vertheidigte. „Erinnerst Du Dich, Hakim! an den Kampf um Mitternacht vor Don Garcias' Kerker?“ rief er ihm zu; „ergib Dich oder stirb!“ Hakim fiel in wüthendem Kampfe, von Don Sebastian — das war der unbekannte Retter — tödtlich getroffen, und mit seinem Tode hörte aller Widerstand auf. Die noch übrigen Saracenen warfen die Waffen weg und ergaben sich oder ergriffen die Flucht. Don Rodrigo umarmte voll Freude seinen tapfern Freund und rief: „„Dich krönt heute ein doppelter Sieg, der Sieg über den Löwen und der Sieg über die treulosen Feinde. Du hast uns gerettet, das werde ich Dir nicht vergessen!““ „Ich that bloß nach Deinem Beispiele, Don Rodrigo!“ erwiederte der Ritter, „und wie dank' ich Gott, daß Er meine

Schritte hieher gelenkt hat und ich Den retten durfte, Der mich erretten wollte. Ja, Rodrigo! Gottes Wille muß es seyn, daß wir uns im Gebirge verirrten und hieher im entscheidenden Augenblicke gelangten. Aber welchen Schatz mag wohl diese Sänfte enthalten?" fragte er verwundert und öffnete sie. Zwei verhüllte Frauen saßen darin, die Eine noch zitternd, die Andere in ruhiger, würdiger Haltung. Wie erstaunten nicht Don Sebastian und sein Freund, als die letztere zu ihnen sprach: „„Ritter! ich ergebe mich Euerer Großmuth, Euerem Schutze!""

„Cassilda!" rief Don Sebastian in höchster Ueberraschung; „ist es möglich!"

„„Ich bin es und ich weiß, daß Ihr als Christen das Geschlecht und das Unglück gefangener Frauen ehren werdet.""

„Gefangen? sprecht nicht so, Fürstin! wie kann Die eine Gefangene seyn, die unabläßig die Gefangenen erquickt und sie zu erledigen sucht. Ich habe nicht vergessen, was ich und Don Garcias Euch verdanken. Ihr seyd frei, Cassilda! gebietet über uns. Hätten wir gewußt, daß die Saracenen Euch geleiteten, unser Schwert wäre in der Scheide geblieben, und lieber hätten wir uns zurückgezogen, als Euere Begleiter bekämpft. Doch gebietet, wo wollt Ihr hin? wollt Ihr zurück nach Toledo?"

„„Nein, das kann, das darf ich nimmer!"" erwiederte schmerzlich Cassilda, und nun eröffnete sie den Rittern, wie sie im Herzen eine Christin sey und Aldemon sie deßhalb von seinem Angesichte verbannt hätte. Mit Staunen und freudiger Ueberraschung vernahmen die beiden Freunde das glückliche Ereigniß der Bekehrung der so edlen Fürstentochter und priesen Gott. Aber es galt nun, für Cassilda eine sichere Freistätte zu finden; denn es ließ sich leicht voraussehen, wie Aldemon Alles aufbieten werde, die Tochter wieder in seine Gewalt zu bringen. Don Sebastian erbot sich, die Fürstin nach Don Garcia's Burg zu geleiten; ihre starke Mauern gewährten der Verfolgten jeden wünschenswerthen Schutz, und Donna Urraca würde mit

Freude und Liebe Diejenige empfangen, die ihrem Gemahl des Guten so viel erwiesen. Cassilda, obgleich anfänglich überrascht durch diesen Vorschlag, willigte ein, und nun ging die Reise mit größter Eile über den Rücken der Berge nach dem Schlosse des Don Garcia's; Don Rodrigo geleitete die Fürstin, bis keine Gefahr mehr zu fürchten war.

Am dritten Tage erreichten sie die Burg. Wie groß war nicht Donna Urraca's und der Ihrigen Ueberraschung, als Don Sebastian ihnen Cassilda mit den Worten vorstellte: „Cassilda, die Tochter des Fürsten von Toledo, bittet bei Euch um Aufnahme und Schutz; sie ist es, die den Propheten Mohammed verlassen hat, und jetzt den wahren Gott anbetet. Das reiche Erbe des Vaters, die Krone von Toledo, gibt sie auf in der Liebe zu Jesu. Sie ist es, welche der Güte voll, die gefangenen Christen in den Kerkern Aldemon's besucht und getröstet hat. Cassilda ist es, hört es wohl! welche auch den edlen Don Garcias in seinen Banden gepflegt und erquickt, ja selbst ihren kostbarsten Schmuck zu seinem Lösegeld hingegeben hat."

Da rötheten sich die Wangen Donna Urraca's; ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie streckte die Arme nach Cassilda aus und sprach in tiefster Bewegung: „„Wo nehm' ich die Worte her, Gott zu preisen, der Euch, Fürstin! zum Schutzengel meines gefangenen Gatten gemacht hat? woher die Liebe, solche Liebe zu vergelten? Betrachtet Euch als Gebieterin dieses Schlosses! Lieben will ich Euch von nun an als meine größte Wohlthäterin, will Euch jeden Wunsch, den ich Euch an den Augen absehen kann, freudig erfüllen, weil Ihr die Noth meines Gatten gemildert und das Leben des Vaters den Kindern erhalten habt.""

„Ich habe nur zwei Bitten an Euch, edle Frau!" begann Cassilda; „die eine ist, mir möglichst bald zur heiligen Taufe zu verhelfen, damit ich ganz meinem Heilande angehöre, und dann," fuhr sie etwas langsam fort und richtete bittend und liebevoll die dunkeln Augen auf die Donna, „dann bedenkt, daß vor Euch

eine mutterlose, ach! und jetzt auch vaterlose Waise steht, und schenkt derselben die Liebe einer Mutter!"

Da zog Donna Urraca die Fürstin an das Herz. „„Ja, mein Kind! ich will Dich lieben, als wärest Du meine leibliche Tochter; mein Stolz wird es seyn, von Dir Mutter genannt zu werden, und was die Liebe einer Mutter ihrem Kinde geben kann, das soll Dir gegeben werden, und vor Allem die heilige Taufe."" Nun umarmten auch Donna Elvira und Donna Sol die neue Schwester. Es war ein Auftritt der reinsten und innigsten Liebe; kein Auge blieb trocken, das ihn sah. „„Daß doch Don Garcias hier wäre,"" seufzte Donna Urraca, „„und Antheil nehme an dem Glücke dieses Augenblickes!""

„Auch er wird kommen, wird bald kommen," betheuerte der Ritter; „wäre er nicht in Toledo, wäre dann Cassilda wohl hier? Seid überzeugt, Cassilda's Gegenwart ist der Vorbote der seinigen."

Dem Könige von Castilien ward unverzüglich Cassilda's Ankunft und Bekehrung angezeigt und er um seinen Schutz für sie gebeten. Er erfüllte ihn mit höchstem Erstaunen und größter Freude; er verhieß, die Fürstin mit aller Macht zu beschützen, und lud sie an seinen Hof ein. Cassilda aber wollte erst nach der heiligen Taufe den König besuchen, und bereitete sich darauf durch Gebet und Unterricht vor, den ihr der würdige Caplan des Schlosses, Pater Isidor, ertheilte. Da kam nach fünf Tagen schon ein Gesandter von Aldemon zu Donna Urraca, und forderte mit Drohungen Cassilda's Auslieferung, wogegen aber auch Don Garcias sogleich sollte freigelassen werden. Die edle Frau entgegnete voll Würde: „„Die Fürstin ist frei; jeden Augenblick kann sie dieses Schloß verlassen, das sie freiwillig betreten. Aber nie werde ich das heilige Gastrecht verletzen, nie die verrathen, die bei mir voll kindlichen Zutrauens eine Zufluchtsstätte gesucht hat. Nur freiwillig, nie gezwungen, soll Cassilda die Burg Don Garcia's verlassen!"" Bei diesem Namen seufzte sie tief auf und fuhr dann ernster, mit strahlenden Augen, mit gerötheten Wangen wei-

ter: „„Was meinen gefangenen Gemahl betrifft, so steht sein Leben und seine Freiheit in Gottes Hand. Aber, dessen seyd versichert, um den Preis der Schande und Niederträchtigkeit wird er nie seine Freiheit erkaufen, und Donna Urraca wäre nicht werth, seine Gattin zu seyn, dächte sie anders als er. Aber warnt Euern Herrn! sollte er so unedel seyn, an Don Garcias seinen Zorn wegen Cassilda's Entweichung zu kühlen, so wird die christliche Ritterschaft eine strenge und blutige Rechenschaft ihm abfordern.""

Der Gesandte verlangte nun, die Fürstin selber zu sehen und zu sprechen. Sie kam und nun bot der Saracene Alles auf, sie mit lockender Schmeichelei und den glänzendsten Versprechungen zur Rückkehr nach Toledo zu bewegen. Cassilda erwiederte ruhig und ernst: „Bittet meinen Vater in meinem Namen um Verzeihung, daß ich hierin seinen Willen nicht erfüllen kann. Ich bin jetzt eine Christin, und nie könnte ich bei ihm meinem Erlöser dienen, nie bei ihm nach meinem Glauben leben, und das wäre mir mehr als Marter, mehr als der Tod. Kann wohl Aldemon an dem Anblick seiner leidenden Tochter Gefallen finden? kann er wollen, daß an seinem Hofe sein Kind vor Gram dahinschmachte? müßte mein Anblick ihn nicht betrüben, mein stilles Leid seinen Zorn nicht reizen? Nein, es ist besser, daß wir von einander getrennt leben. Aber nie wird Cassilda ihre kindlichen Pflichten vergessen, und nur Gott mehr gehorchen als ihrem Vater. Sagt ihm, daß ihn Cassilda als eine Christin noch mehr lieben wird, daß sie nie aufhören wird, bei dem Heilande um sein Heil zu bitten."

Unverrichteter Dinge ging der Gesandte wieder nach Toledo zurück. Aber bald darauf erschien wiederholt ein Abgeordneter Aldemon's mit neuen und zwar höchst lockenden Anerbietungen. Der Emir verhieß gegen Auslieferung Cassilda's die Freilassung Don Garcias' und eine Million Golddinare — dieselbe Summe, die der Hochmüthige einst von Donna Urraca gefordert hatte. Aber auch dießmal ward Aldemon's Vorschlag auf das bestimmteste von der edlen Frau zurückgewie-

sen, und König Alphons bedrohte den Emir mit Krieg, falls er sich an Don Garcia's Körper oder Leben in seiner Wuth vergreifen sollte.

Wie wunderbar hatte sich doch in kurzer Zeit die Lage der Dinge geändert! Cassilda, Aldemon's Tochter, die Trösterin Don Garcias', sucht und findet auf seiner Burg, bei seiner Gattin Schutz und wird von ihr als Tochter aufgenommen. Don Sebastian, dem sie das Leben errettet, befreit sie aus der Gefangenschaft und führt sie in die sichere Freistätte. Der stolze Emir von Toledo, der Todfeind der Christen und des edlen Don Garcias', sendet Gesandte an jene Frau, die er so höhnisch behandelt hatte, bittet sie um Auslieferung seiner Tochter, und verheißt ihr die Freilassung ihres Gemahles, ja, erbietet sich noch jene unermeßliche Summe zu bezahlen, die er noch vor kurzem von ihr selber verlangt hatte. Wenn nun Donna Urraca dieß erwog und erkannte, daß der Herr bis daher wundervoll und so weise Alles geleitet, da verschwand aus ihrem Herzen jeder Zweifel, und lebendiger als je ward ihre Hoffnung, es werde auch für Don Garcias die Stunde der Erlösung schlagen.

Und sie schlug, schlug eher als selbst die kühnste Hoffnung erwartete. Am Vorabende jenes Tages, an welchem Cassilda die heilige Taufe erhalten sollte, ertönten plötzlich vor dem Thore der Burg Trompeten, in ihr freudiges Geschmetter erklang fröhlich das Horn des Thurmwächters, und Reiter sprengten über die Zugbrücke in den Hof mit Windeseile. Das war Don Garcias, begleitet von Don Rodrigo und Eulogius. Was nun Donna Urraca, was ihre Kinder empfanden bei dem Wiedersehen des geliebten Vaters, die Gefühle Cassilda's, den Jubel Don Sebastian's und das Entzücken des edlen Burgherrn selber, das mag sich Jeder nach seinem eigenen Gefühle ausmalen; dieß zu schildern wäre wohl die Feder zu schwach. Als nun der erste Sturm der Freude verrauscht war, erzählte Don Garcias, wie ihnen die Freiheit geworden. Das Maaß des grausamen Aldemon erfüllte sich; die Christen waren schon lange über ihn wegen seiner

Unmenschlichkeit gegen ihre Glaubensgenossen, namentlich gegen Don Garcias, erbittert; die Juden reizte er auf durch seine Habsucht und Grausamkeit gegen Ben David, der bei ihnen das größte Ansehen genoß. Jetzt wurden ihm auch seine saracenischen Unterthanen abgeneigt, als er Cassilda, die alle liebten, so unbarmherzig behandelte, ja wie die Rede ging, auf einem seiner Gebirgsschlösser dem Tode preis geben wollte. Da standen die Bewohner Toledo's auf und verjagten den Tyrannen. Nur mit Mühe konnte Aldemon sich und seine Schätze nach Saragossa retten. Nach seiner Flucht ward Jahia, einer der Großen Toledo's, Emir. Mild und klug, wie er war, entließ er, die Gunst seiner christlichen Unterthanen und des Königs Alphons' von Castilien Freundschaft zu gewinnen, alle gefangenen Christen. So hatte auch Don Garcias seine Freiheit wieder erhalten. Nach seiner Burg eilend, war er unterwegs mit Don Rodrigo und Eulogius zusammen getroffen; der Eine wollte Don Sebastian, der Andere Cassilda, seine geistliche Tochter, aufsuchen, und in brüderlicher Vereinigung, als hätte sie Gott selber zusammen geführt, betraten sie miteinander zugleich das Schloß.

Noch freudenreicher war, zumal für Cassilda, der folgende Tag, der Tag ihrer Wiedergeburt zum geistigen Leben. Zur Feier derselben kam auf Donna Urraca's Einladung König Alphons, wie er es verheißen, und ward durch Don Garcias' Gegenwart eben so sehr erfreut als überrascht. „Mein Freund!“ sprach der König zu ihm, „Euere Leiden sollen gerächt werden, und in kurzer Zeit wird das Kreuz auf den Zinnen Toledo's glänzen.“ — Eulogius verrichtete an Cassilda die heilige Taufe. Der König selber und Donna Urraca waren die Pathen. Mit heiliger Ehrfurcht blickten Alle nach der Taufe auf Cassilda, ihre Gestalt schien nichts Irdisches mehr zu haben; eine himmlische Verklärung war über sie ausgegossen, ein übernatürliches Licht strahlte aus ihren Augen, und die Liebe, die ihr Herz durchglühte, leuchtete wie ein zartes Morgenroth auf ihrem Antlitze.

Dann empfing sie auch während der heiligen Messe, die Eulogius las, die heilige Communion und nun schien sie mehr ein Engel, denn ein Mensch zu seyn. Nach der heiligen Handlung kniete Cassilda vor Allen in der Kapelle nieder, hob die Arme zum Himmel und rief mit lauter Stimme: „Ich danke Dir, mein Jesu! daß Du Dich gewürdiget hast, mich als Dein Kind anzunehmen; von nun an will ich Dir allein angehören, Dich allein lieben, Dir leben und sterben!“ Dann betete sie noch brünstig, und dieses Gebet, das erste nach ihrer Danksagung, gehörte — ihrem unglücklichen Vater.

In dieser Stunde hatte die edle Fürstentochter eingeärntet, was sie in den Kerkern ausgesäet hatte. Barmherzigkeit übend und Liebe spendend, war sie des größten Pfandes der göttlichen Huld, der Erkenntniß und der Liebe Jesu, würdig und theilhaftig geworden. Als der König Alphons an diesem Tage Cassilda fragte, was ihr denn zuerst das Herz erleuchtet und zu Christo geneigt hätte, antwortete sie tiefbewegt: „In der Dunkelheit der Kerker, die ich besuchte, erschien mir zuerst das Licht, welches Christus selber ist; in den Leiden der Gefangenen fand ich den Trost, welchen die Liebe und das Vertrauen auf Ihn gewähren. Als ich die Standhaftigkeit der Christen sah, womit sie auch die schwersten Peinen erduldeten, als ich sah, daß sie mit Freudigkeit zur Richtstätte, wie zu einem Mahle gingen, da fragte ich sie verwundert: Was gibt Euch solche Stärke in der Marter? was flößt Euch solche Lust im Tode ein? Und sie antworteten einmüthig auf das Kreuz zeigend: Der ist es, unser Erlöser, der menschgewordene Sohn Gottes, Der für uns am Kreuze gelitten und gestorben. Er ist es, Der uns tröstet, kräftigt und das Sterben trotz aller Marter leicht macht. So sprach zu mir Don Garcias, so Eulogius, der fromme Priester, so all' die Christen. Ihr Wort und Beispiel durchdrang mein Herz; ich begehrte sehnlichst, Christum kennen zu lernen. Da führte mich die Güte Gottes zu Eulogius; er lehrte mich in Christo den wahren Sohn

Gottes verehren, er öffnete mein Auge dem göttlichen Lichte, ich erkannte die Nacht des Islam's, und hatte nun nur das einzige Verlangen, durch die heilige Taufe und die heilige Communion dem Herrn anzugehören, und heute — o Tag der seligsten Freude — ist dieser Wunsch erfüllt."

Ja, es war ein Tag der Freude. Das Doppelfest ward durch ein glänzendes Mahl gefeiert, das Pedro, der treue Burgvogt, so gut als möglich ausrichtete. Da verkündigte das Horn des Thurmwächters die Ankunft neuer Gäste; es waren Ben David und Miriam, sein Weib. Sie suchten Don Sebastian, ihren Retter, auf, ihm zu danken. Pedro erhielt Befehl, sie unverzüglich in den Saal zu führen. „„Wackerer Jude!"" rief ihm Don Garcias entgegen, „„mich freut Deine Ankunft; auch Du hast meinetwegen leiden müssen!""

„Edler Herr!" erwiederte dieser, „das ist Alles vorbei; vorbei ist die Zeit des Judenthums und des Leides. Ben David und Miriam verehren jetzt Christum als den Erlöser und folgen als Kinder Gottes dem Kreuze.""

Diese Worte erregten allgemeine Ueberraschung und Freude. Auch diese Bekehrung war das Werk des frommen Eulogius, und laut segnete Ben David — jetzt Johannes — die Tage des Jammers und der Verfolgung, die ihm Aldemon bereitet; sie hatten ihn zu Eulogius und durch ihn zum Lichte, zum Heile geführt. Tief gerührt rief dieser aus: „Wahrlich! heute ist diesem Hause Heil widerfahren! denn auch dieser ist ein wahrer Sohn Abraham's geworden, weil er nun g l a u b t, wie dieser geglaubt hat."

König Alphons hielt sein Wort. Nach wenig Monaten brach er mit großer Heeresmacht wider Toledo auf; Don Garcias folgte ihm mit einer erlesenen Schaar, begleitet von Don Sebastian und Don Rodrigo. Die Saracenen wurden geschlagen, und Jahia vermochte nicht, wider den gewaltigen

Andrang der Christen Toledo zu behaupten. Er flüchtete sich mit den vornehmsten Saracenen nach Valencia und überließ die Stadt den Siegern. Am 25. Mai 1085 hielt König Alphons seinen feierlichen Einzug in Toledo; ihm zur Seite ritten Don Garcias und Don Sebastian, die mit löwenkühner Tapferkeit gestritten, in der Brust jenes erhebende Gefühl, das Sieg und frommer Glaube und standhaft erduldetes Leiden erzeugen. Mit dem Könige wohnten sie in Aldemon's Pallaste, in dem noch vor kurzem Don Garcias als Gefangener geschmachtet. Die Hauptmoschee der Stadt wurde nun in eine christliche Kirche umgewandelt, die bald, wie ehedem, die erste Spaniens ward. In einem feierlichen Hochamte dankten darin der König, seine Ritter und die Christen Toledo's für das Glück der christlichen Waffen, und nicht zum Mindesten lobten Don Garcias und Don Sebastian, ihrer Leiden in Toledo eingedenk, den Herrn, Der sich ihnen so gnädig und hilfreich erwiesen. Nicht blos Toledo, auch andere Städte unterwarfen sich dem König Alphons, und überallhin verbreitete er den Ruhm und den Schrecken der christlichen Waffen. Der Gram und Zorn über die Siege der Christen und die Wuth über den Verlust seiner Herrschaft brach das stolze Herz Aldemon's; schon ein halbes Jahr nach der Einnahme Toledo's starb er, die Christen hassend bis zum letzten Athemzuge. Der Emir von Saragossa war edel genug, seine unermeßlichen Schätze, darunter auch das verhängnißvolle Halsband, an Cassilda auszuliefern. Wie hätte aber dieses fromme, nur Gott geweihte Herz sich im Besitze irdischer Reichthümer erfreuen mögen! Sie verwendete dieselben als Christin; die Hälfte davon schenkte sie nach Toledo zum Besten der Kirchen und der Armen, auch jene der Saracenen nicht ausgeschlossen. Die andere Hälfte theilte sie in zwei Theile; den Einen übergab sie ihren Rettern Don Sebastian und Don Rodrigo, das Halsband erhielt Don Garcias, dem es ja einstmals schon als Lösegeld bestimmt war, und eben so wurden auch Donna Urraca und ihre

Töchter mit den kostbarsten Geschenken bedacht. Den andern Theil nahm sie für sich; sie verwendete ihn dazu, um in der Nähe von Brihuega für sich und Eulogius, der immer ihr geistlicher Vater blieb, ein Klösterlein zu bauen, wohin sie sich bald nach ihrer Taufe zurückzog und dort unter seiner Leitung nur Gott lebte, und groß in allem Guten ward. — Dort blieb sie, durch ihr Gebet und ihre Wohlthaten Ströme von Segen verbreitend, bis zu ihrem Ende, und nur einmal verließ sie ihre Einsiedelei, als sie gebeten ward, der Trauung Don Sebastian's mit Donna Elvira auf der Burg Don Garcias' beizuwohnen. Sie kam, betete für ihre Freunde während der heiligen Messe und nahm dann von ihnen Abschied für diese Erde. Bald darauf begrub sie ihren geistlichen Vater Eulogius und setzte nach seiner Anweisung ihr gottseliges Leben fort, bis sie ihr Herr und Heiland, dem sie in brennender Liebe Alles geopfert, im Jahre 1126 zu sich berief, um mit der Krone des Himmels sie zu schmücken. Hochgeehrt ist Cassilda's Namen in Spanien, namentlich in Toledo und Burgos, wo ihr Gedächtniß als einer Heiligen den 19. April gefeiert wird.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

L. D.

Brugsch

m. Beibd.

K